Paed.
108

Staatl. Bibliothek
Regensburg

othek Regensburg

Paed. 108

III.
173

Paedag 108

Zur

Königl. Bibliothek

Neue Kinderklapper.

Von

Conrad Paul Funke.
Vorsteher eines Erziehungsinstituts.

Paed. 108

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Leipzig, und Borna,
bei Ernst Bornschein.

Vorrede.

Museus stiftete durch seine Kinderklapper gewiß viel Gutes! daher ist es wohl sehr verzeihlich, daß ich seinen Titel auf ein neues Werkchen übertrage, welches für Kinder von 4 — 8 Jahren bestimmt ist. Wenigstens hab ich die nachfolgenden Auf-

sätze bei den wenigen mit vielem Nutzen gebraucht. Dem Lehrer bleibt die Erklärung des Ganzen überlassen, die reifere Beschäftigung der Kinder-Seele ist sein Werk.

Als einst dem berühmten Dichter Voltaire von einem Anfänger in der Dramaturgie ein Schauspiel vorgelesen ward, in welchem sich der Verfasser mit frem-

den Federn geschmückt hatte, so nahm Voltaire bei der zweiten und dritten Zeile zu wiederhohltenmalen seine Schlafmütze ab. Dem Dichterling fiel das auf, er fragte ihn um die Ursache. „Hm! entgegnete Voltaire, sie führen mir da alte Bekannte auf, die ich grüße.“

Sollt ich mich mit meinem Rezensenten in einer ähnlichen Lage befinden,

so bitt' ich im voraus um Verzeihung, und um ein mildes Urtheil. Mein Plagiat ist, dünkt mich, noch immer verzeihlich! Wenn es nur Nutzen stiftet, und diesen wird es gewiß nicht verfehlen!

Breßlau,
den 8. Januar
1800.

C. P. Funke.

Inhalt.

I) Moralische Erzählungen . . . S. 1.

II) Allerlei Merkwürdiges von Thieren . 27.

III) Natürliche Zaubereien . . . 60.

IV) Merkwürdige und unterhaltende Geschichten . . . . . . 80.

V)

Inhalt.

V) Sprüchwörter und Denksprüche . . S. 111.

VI) Räthsel . . . . . . 121.

VII) Kleine Fabeln und Erzählungen aus beliebten Dichtern . . . . 131.

I.

Moralische Erzählungen.

1.

Gutes Herz.

Hannchen ward auf eine Kindtaufe geladen. Dies war für sie ein seltener Fall, denn ihre Aeltern waren arme Leute. Diese waren froh, wenn sie trocknes Brod und einen frischen Trunk Wasser hatten. Hannchen machte mithin große Augen, als man ihr die wohlschmekkendsten Speisen vorlegte.

Wohin sie sah, da war der Tisch gedeckt;
da standen Speisen aller Art,

und auch für sie ein volles Quart
mit ächtem Hungar-Wein.
„Das, dachte Hanttchen, muß was delikates seyn.“
Sie nippte jüngferlich ins Glas,
und kostete das purpurrothe Naß.
„Ei! ei! wie süß!“ rief sie dann voll Entzücken!
„Wie sehr wünscht' ich, dies Glas den Aeltern heim zu schicken!“

Herr Lindner, der den Schmaus gab, bewunderte das ädelgesinnte Mädchen, das mitten im Rausche der Freude, wo Wein und Speisen ihren Gaum kitzelten, an ihre Aeltern dachte. Um ihr gutes Herz zu belohnen, beschenkte er sie mit drei Flaschen Wein, die sie voller Freude ihren Aeltern mit nach Hause brachte.

Im Unglück und im Glück an die dankbar zu denken,
die dir Jahr aus Jahr ein der Freuden Viele schenken —
dieß fordert deine erste Pflicht,
mein Kind — o! unterlaß sie nicht!

2.

Wohlthätigkeit.

Fritz war ein gutmüthiger Knabe. Er liebte die Friedfertigkeit, und that keinem Kinde etwas zu Leide. Besonders zeigte er sich gegen die ärmern Kinder, die mit ihm die Schule besuchten, sehr gutthätig. Er theilte öfters die kleinen Geschenke mit ihnen, die er von seinen Aeltern zur Belohnung seines Fleißes erhielt, und dafür erzeigten ihm diese kleinen Beschenkten tausend andere Gefälligkeiten. Dies gefiel ihm wohl.

Einst sprach ihn Karl auf offner Straße an.
„Ach, Fritz!“ rief er, weil Niemand helfen kann,
so hilfst du mir gewiß;
denn sieh nur, ich vermuthe dieß
aus mancherlei, was ich so von dir höre,
und dieß gereicht dir wahrlich sehr zur Ehre.
Mein armer Vater liegt todtsterbens krank,
er duldet Schmerzen einer heft'gen Gicht.
Ihm helfen kann ich Armer nicht.

Ich bin so arm,
das Gott erbarm!
Wer giebt Geld, den Arzt zu zahlen
für Arzenei, und meines Vaters Quaalen
zu lindern? — Du kannst es vielleicht,
dein Vater ist ja, wie mir deucht,
ein reicher und auch guter Mann!"

Dem guten Fritz gieng dies herzlich nahe. Er kam nach Hause und stellte seinem Vater die Armuth des Knaben vor. Dieser war durch seine Bitten so gerührt, daß er selbst zum Arzte gieng und die Medezin bezahlte. Mit Freudenthränen dankte der Kranke dem guten Fritz und die ganze Stadt nannte ihn den kleinen Wohlthäter.

Mein Kind! nichts laß dich hindern
des Nächsten Noth und seinen Schmerz zu
lindern.

3.

Naschhaftigkeit.

Herr Blum gieng mit seinen beiden Zöglingen, Anton und Herrmann in einen Wald, wo sie eine Menge Dohnen aufgestellt fanden. Sie giengen den Strich entlang, und sahen ein Rothkelchen in der Schlinge.

„Ach! rief der kleine Herrmann, „sieh
mein lieber Anton, wie so früh
fand dieser Näscher in dem Roth
der Beere seinen schnellen Todt.“
„ „Ich wünsche, rief Herr Blum, das sei
für euch ein Bild der Näscherei.
Wer von verbotnen Dingen nascht,
der, meine lieben Kinder, hascht,
wie dieser Vogel an der Beere,
oft seiner Freiheit Ziel.“ “ —

Die Kleinen nahmen sich das zur Lehre und strauchelten in der Folge nie gegen diese goldene Regel. Oft wenn sie in das Speisegewölbe der Mutter geriethen, dachten sie an das Rothkelchen in der Schlinge.

4.

Grosmuth und Ehrlichkeit.

Ein armer Handwerksmann fand einen Beutel mit zweihundert Thalern. Er machte es durch einen öffentlichen Anschlag bekannt, und als es der Besitzer, der ihn verloren hatte, erfuhr: kam er zu dem Handelsmann, um seinen längst vermißten Beutel abzuholen. Voller Freude und Erkenntlichkeit wollte er dem Finder zwanzig Thaler schenken; aber dieser schlug sie grosmüthig aus. „Nun, so nehmen Sie wenigstens zehen.“ — „ „Nein auch die nicht. — „Aber fünf doch wohl?“ “ — Nein auch nicht die fünfe Herr! — „ „O! antwortete Jener endlich, in einem aufgebrachten Tone, wenn Sie gar nichts annehmen wollen; so habe ich auch nichts verloren!! “ — und warf den Beutel auf den Tisch. — Endlich ließ sich der ehrliche Handwerksmann bewegen, fünf Thaler anzunehmen, theilte sie aber sogleich unter die Armen aus. Der Handelsmann dachte bei dieser schönen Handlung:

Recht thun und ehrlich seyn und gut,
ist mehr als Gold und Ehr,

da hat man immer guten Muth
und Freuden um sich her;
und man ist brav und mit sich eins,
scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Bald wurde dieser Vorfall in der ganzen Stadt bekannt; man schätzte und liebte den armen Handwerksmann allgemein. Sein Name war dadurch bekannt worden und es fanden sich ädle Menschenfreunde genug, die dem ehrlichen Manne Gelegenheit verschafften, wodurch er sich und seine zahlreiche Familie in einen bessern Vermögenszustand versetzt sah.

6.

Geschwisterliebe.

Karl und Minchen hatten nach geendigter Schulstunde die Erlaubniß von ihrem Lehrer erhalten, sich im Garten unter seiner Aufsicht

zu vergnügen. Minchen beschäftigte sich in ihrem kleinen Gärtchen und wartete sorgfältig die Blumen und Bäumchen, die sie darein gepflanzt hatte. Sie wollte eben ihrem Bruder eine neue Pflanze zeigen, die erst aufgegangen war, als Karl auf sie zulief und ihr von weitzen einen Apfel zeigte, den er unter einem Baume gefunden hatte. „Sieh einmal, Minchen, sagte er zu ihr,

„Sieh! den schönen Apfel hier!
Komm, und iß du ihn mit mir!"

„Was verlangst du aber dafür? fragte Minchen, die dem spashaften Karl nicht recht trauete. Sie glaubte, es wäre sein Ernst nicht. — „Wie? antwortete Karl verwunderungsvoll. Ich werde mir doch den Apfel nicht bezahlen lassen, und noch dazu von dir, liebes Minchen. Nichts, —

„Nichts. Denn äß ich ihn allein
würd' er mich nicht sehr erfreun,
wär er auch noch zweimal größer.
Theil ich aber ihn mit dir!
o! so schmeckt die Hälfte mir
wohl noch zehnmal besser!" —

Gesagt, gethan! Karl schnitt den Apfel entzwei, und ließ Minchen die eine Hälfte nehmen. Diese bedankte sich sehr freundlich und gab ihrem lieben Karl sogleich einige Blumen dafür aus ihrem Gärtchen. — Der Lehrer lauschte von fern bei diesem schönen Auftritte, und sein Herz sagte ihm: Diese Kinder lieben einander schon jetzt so zärtlich. Wie schön wird diese Eintracht seyn, wenn sie älter seyn werden!

7.

Mitleiden.

„Ferdinand, rief die Mutter aus dem Fenster, es hat zehn Uhr geschlagen. — Komm herein, du sollst zu Bette gebracht werden.“ — Ferdinand spielte an diesem schönen Sommerabend auf dem geräumigen Hofe vor dem Hause mit seinem kleinen Karo. — Sogleich trenn-

te er sich von seinem Gespielen und kam auf das erste Rufen der Mutter sogleich herein. „Schon zu Bette, liebe Mutter?“ fragte er etwas verdrießlich. Die Mutter wunderte sich über diese seltsame Frage, da Ferdinand noch nie so lange aufgeblieben war. Er lag etwa eine Viertelstunde im Bette, ohne einige Lust zum Einschlafen zu zeigen. Vielmehr legte er sich bald auf diese bald auf jene Seite. „Was wälzest du dich denn im Bette herum, kannst du denn nicht schlafen, Ferdinand? — rief die Mutter. Fehlt dir denn etwas?“ „Mich hungert so!“ — Dich hungert Kind? Du hast ja dein Abendbrod bekommen. Wie kann dich jetzt hungern? Ferdinand sagte:

Ach! liebste Mutter sei nicht böse,
Da kam ein armes Kind vors Haus,
und bettelte; das hörte Keiner.
Da gab ich ihm mein Abendbrod
und sagt', er sollte fleißig seyn!
Da freute sich das arme Mädchen
und sagte dreimal: „Gott es Lohn!“

Die Mutter küßte den lieben Ferdinand. — Und warum wolltest du mir denn das nicht sagen, liebes Kind? Du handeltest ja ädel und gut und hattest Mitleiden mit dem

armen Mädchen. Ich will dir sogleich etwas zu essen bringen.

„Vor Freuden dacht' ich nicht daran
daß ich selbst nichts gegessen hatte,

antwortete Ferdinand.

„Nun weißt du denn doch, wie das thut,
wenn arme Kinder ungegessen
zu Bette gehn" — sagte die Mutter.

„Ach! liebe Mutter rief ihr Ferdinand im Weggehen nach:

„Heb' alle Tage ja was auf
für arme Kinder, wenn sie kommen!
der Hunger, ach! thut gar zu weh!"

8.

Herschsüchtigkeit.

—

„Peter! Peter!
willst du das
auf der Stelle lassen;
sonst sag ich's den Augenblick" —

Ach! da kommt schon die Mutter, sagte Friederike, die unaufhörlich ihren Bruder, oft mit Unrecht, tadelte. Bald sollte Peter dies, bald jenes nicht recht gethan haben, vornemlich beim Spielen. Da hatte Friederike immer das Wort, und wollte da immer alles nach ihrem Köpfchen gemacht haben. Wenn nicht Alles, was sie verlangte, den Augenblick geschah, gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und traurig da stehn.

Die Mutter hatte Friederikens Worte gehört, und sagte im Hereintreten:

„Was ist schon wieder für ein Zank
der Schwester mit dem Bruder.
Ei, ei das soll nicht seyn;
Wie oft hab ich darwider
gesprochen und gewarnt.

Ich seh es jetzt wohl ein
an wem der Fehler liegt.
Du Friederike bists,
„die selbst die Ursach' giebt;
weil du nur ein Vergnügen
am steten Tadeln find'st.
Was soll wohl aus dir werden,
wenn du so störrisch bleibst,
und meine guten Lehren
umsonst verschwendet sind?
Ein Mädchen das beständig
dem Eigensinne folgt
und stets nur alles besser,
als andre wissen will,
verliert die Achtung Aller,
auch selbst des Niedrigsten.
Man flieht sie in der frohen
Gesellschaft Anderer.
und meidet ihren Umgang
als einer Zänkerinn."

Alle Ermahnungen der Mutter waren vergeblich. Friederike blieb wie sie war. Die andern Kinder fiengen an, ihren Umgang zu scheuen, und vor ihr zu fliehen: aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken.

Einst speisete ein verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bei ihren Aeltern. Die-

ser hörte eine Zeitlang mit Erstaunen zu, wie Friederike alle Augenblicke ihren Bruder mit Heftigkeit anfuhr und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen: „Wenn das meine Tochter wär, so wüßte ich wohl, was ich mit ihr machte.“

„Und was denn?“ fragte die Mutter. — „Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurrbart, und ließe sie Korporal werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben könnte; und nicht verständigern und gesittetern Menschen, als sie ist, durch ihr ewiges Regieren zur Last fiele.

Friederike stutzte, ward feuerroth, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Von dem Augenblicke an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens; und beschloß, sich von diesem Fehler zu bessern. Sie brachte auch wirklich diesen Vorsatz in Erfüllung.

9.

Jachzorn.

Fritz war sehr heftig von Gemüth,
so oft ihm auch sein Vater rieth,
daß er gelassen werden sollte,
so gern er auch gehorchen wollte;
doch hatt' er Tag für Tag mit seinen
Brüdern Streit
oft um die kleinste Kleinigkeit.

Diesen Fehler mußte aber Fritz mit einer fortwährenden Reue abkaufen. Der kleine Eduard zupfte ihn ein paarmal am Kleide, daß er mit ihm zum Spiel in den Garten kommen sollte. Fritz ward böse, stieß ihn von sich und zwar so stark, daß der arme Eduard, der nicht fest auf den Füßen stehen mochte, zurück, und mit dem Kopfe an einen Stein flog.

Da lag er ohne Besinnen, und da er eben an eine scharfe Ecke des Steins geflogen war, so floß das Blut strommweis aus der Wunde. Welch ein Anblick für Fritzen, der nichts weniger gewollt, als Eduarden leid zu thun. Er stürzte über ihn her, schrie laut: er ist todt, er

ist todt! — und statt, daß er auf Mittel denken sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluchzend bei ihm liegen. Zum Glück kam die Mutter eilends heraus, trug Eduarden auf ein Bette, und besprützte ihn mit kaltem Wasser, so, daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam. Nun ward die Wunde untersucht. Man schickte nach einem Wundarzte, um sie zu verbinden. Eduard bekam ein heftiges Wundfieber und fieng an zu phantasiren.

Fritz wich nicht von seinem Bette und wurde von der schrecklichsten Angst gequält; denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil niemand ihm trösten konnte, oder tadeln wollte. Nur Eduard rief ihm oft in seiner Phantasie zu: „lieber Fritz — was hab ich dir gethan, daß du gegen mich so böse warst? Vergieb mirs, ich will dich nie wieder beleidigen." — Dies trieb vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch größern Gegenstande des Mitleidens, als der Kranke selbst war.

Endlich legte sich das Fieber, die Wunde fieng an zu heilen und nach einigen Tagen konnte er wieder herumgehn: Wer ist fähig, Fritzens Freude darüber sich vorzustellen? Sie war auch unbeschreiblich und mit einem so fe=

sten Vorsatze verbunden, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen. Man erinnerte ihn oft an seinen Vorsatz, und es gelang ihm durch viele Proben, daß er seinen Fehler in der Folge gänzlich abgelegt hat.

10.

Grausamkeit.

Franz war etwa zehn Jahr alt und bat seinen Lehrer um die Erlaubniß, sich einen Vogel auf seiner Stube halten zu dürfen. Die Bitte ward ihm bewilligt. Er wußte in dem Gehölze ein Vogelnest, denn hier

in einem dichten Busche hatte
ein Vögelchen sein Nest gebaut,
und froh sang ihm sein lieber Gatte
manch Liedchen, eh' der Tag noch graut.

Jetzt waren Junge in dem Neste.
Nun trug es ohne Rast und Ruh'
aus allen Gegenden das Beste
zu ihrer Nahrung liebreich zu.

Nichts glich der Freude und dem Glücke,
das unser Vögelchen empfand,
wenn es zu seinem Nest zurücke
kam, und die süße Brut noch fand.

Doch bald darauf kam Franz und nahm das ganze Nest mit den Jungen, welche bald fliegen konnten. Es waren Hänflinge. Die beiden Alten saßen auf dem benachbarten Baume, schrieen ängstlich und flatterten um Franzen herum, den Räuber ihrer Jungen.

Taub bei der armen Vögel klagen
nahm er das Nest und sprang davon.

Er wollte sie aufziehen, aber nur einer von den Vögeln blieb leben. Diesen ließ er in der Stube herumlaufen. Eines Tages kam er des Abends mit seinem Lehrer von einem Spaziergange zurück. Er trat in die Stube, und weil es schon finster war, so kam ihm der Vogel unter die Füße, und er trat ihn — todt. Es wurde Licht herbeigebracht, da lag das arme Thierchen und zuckte nur noch einigemal.

Der Lehrer, der nichts gewisser befürchtete, als daß der Knabe ein lautes Weinen anfangen und sich nicht wenig betrüben würde, dachte schon darauf, ihn zu trösten, und ihm das Versprechen zu geben, einen andern Vogel zu kaufen; aber seine Besorgniß war höchst überflüssig. Franz sah den sterbenden Vogel an, wie er dalag, mit den Flügeln zuckte — und wollte sich darüber halb todt lachen.

Was meint ihr dazu, lieben Kinder? War diese Gesinnung nicht verabscheuungswürdig? — Der Knabe war auch, das sah man aus seinem übrigen Betragen, ein heimtückischer, heuchlerischer Bube, der zwar seinem Lehrer unter Vergießung vieler Thränen zehnmal des Tages Besserung versprach; aber auch eben so vielmal hinter seinem Rücken mit herzlichem Lachen seiner Streiche sich freuete.

Er hatte zwar den Spruch sehr oft gelernt:

Quäle nie ein Thier zum Scherz
denn es fühlt wie du den Schmerz

und andre mehr, aber handelte demungeachtet nicht darnach.

11.

Trinke nicht, wenn du dich erhitzt hast!

Wie mancher Knabe und wie manches Mädchen ist durch einen jähen Trunk und eine schnelle Erkältung ein Opfer des frühen Todes geworden!

Anton, ein muntrer, gesunder und gutartiger Knabe, spielte einst mit Bewilligung seiner Aeltern, mit einigen seiner jungen Freunde, Ball. Er hatte sich dabei erhitzt; fühlte einen brennenden Durst, und begieng nun die Unvorsichtigkeit, ohne zu warten und sich von der Erhitzung gehörig zu erholen, aus einem in der Nähe stehenden Brunnen Wasser zu schöpfen und zu trinken. Kaum war der unglückliche Trunk geschehen, so dachte er erst daran, was er gethan hatte! Auch jetzt noch hätte er vielleicht den traurigen Folgen seiner unbesonnenen That Einhalt thun können, wenn er die vorherige heftige Bewegung wieder angefangen und eine Zeitlang fortgesetzt hätte; aber ganz in sich gekehrt, gieng er nach Hause. Auch seinen Aeltern verschwieg er es. Da er

in der ersten Zeit darauf noch nichts vom Krankseyn spürte, so faßte er die Hoffnung, und schmeichelte sich mit dem Gedanken: das einemahl würde es ihm wohl nicht geschadet haben.

Der gute Anton betrog sich! Nicht lange darauf stellte sich ein Husten ein, der bei allen Gegenmitteln, die man brauchte, immer heftiger wurde, und ihn endlich weder bei Tage noch in der Nacht Ruhe ließ. Seine Kräfte und seine Munterkeit schwanden zusehends, und er schlich nur wie ein Schatten umher. Die Aeltern, die den guten Knaben so herzlich liebten, und sich mit Recht von ihm die schönsten Hoffnungen machten, sahen ihn dahin welken: denn der Arzt gestand frei, es wäre keine Rettung möglich. Ach! wie jammerten und weinten sie! und Anton selbst, der seinen herannahenden Tod immer gewisser merkte, zerfloß oft in Thränen. O wäre ich doch nicht so unbesonnen gewesen! seufzte er oft. Aber die Reue war jetzt zu spät, — er starb.

Alle, die ihn kannten, weinten um ihn; alle hatten ihn lieb gehabt; er verdiente es auch seiner guten Eigenschaften wegen. Was hätte in Zukunft aus ihm werden können! wie viel Gutes hätte er durch seine Geschick-

lichkeit und durch fortgesetzte gute Aufführung stiften können! —

12.

Furchtsamkeit.

Ein junger Mensch, der in seinen Kinderjahren von einfältigen Wärterinnen und Mägden abergläubige Geschichten sich hatte vorerzählen lassen, und solchen einfältigen Erzählungen oft stundenlang zugehört hatte, war dadurch so furchtsam geworden, daß er nicht ohne ängstliches Herzklopfen im Finstern allein seyn konnte, wie überhaupt das Alleinseyn für ihn eine unangenehme Sache war. War er etwa ohne Gesellschafter im Garten und es fieng an, finster zu werden; so wäre er um keinen Preis im Garten geblieben, denn schon das Rauschen eines Blattes jagte ihm Furcht ein. Man hätte denken sollen, daß er nach und nach verstän-

diger werden würde; aber noch in seinem 14. Jahre war er noch sehr furchtsam. Einst, zu Ausgange des Sommers, sollte er zu seiner Tante, die auf ihrem eine Stunde weit entfernten Gute wohnte, einen Brief tragen, an welchem viel gelegen war. Die Aeltern, welche seine Furchtsamkeit kannten, gaben ihm diesen Auftrag auch noch in der Absicht, um ihn dreister und beherzter zu machen. Gustav (so hieß er) machte allerlei Ausflüchte: es würde finster werden, ehe er an Ort und Stelle käme; er müßte doch eine halbe Stunde im Holze gehen, und was dergleichen Aengstlichkeiten mehr waren.

Nun fieng es auch wirklich schon an, dämmerig zu werden, und der Weg führte durch ein kleines Holz; es war aber ein sehr angenehmer schöner Abend, und die Aeltern wußten, daß der Weg bis in die späte Nacht selten von Leuten leer war. Gustav sollte die Nacht auf dem Gute zubringen, und den folgenden Morgen wieder zurück kommen. Mit Herzklopfen machte er sich endlich auf den Weg.

Im Anfange gieng es noch so ziemlich; als er aber ins Holz kam, und es sich gerade traf, daß der Weg leer blieb: so überfiel ihm so eine Furcht und Angst, daß er am ganzen

Leibe zu zittern anfieng, und daß er nicht vermögend war, einen Fuß fortzusetzen. Hierzu kam noch, daß der bisher heitre Himmel sich umwölkte, und daß es wirklich finster wurde. Gustavs Bangigkeit ließ sich nicht beschreiben. Er setzte sich an den Weg oder sank vielmehr nieder. Da stellte ihm nun seine Einbildungskraft fürchterliche Dinge vor. Bald sah er einen großen langen Mann auf sich zu kommen; bald ein Thier mit drei Köpfen; bald erblickte er einen langen schwarzen Arm, der nach ihm faßte. Genug es kamen ihm lauter gräßliche Gestalten vor. Die Angst und Quaal, die Gustav ausstand, war unbeschreiblich; und es wäre kein Wunder gewesen, wenn er unter den heftigen Erschütterungen gestorben wäre. In diesem schrecklichen Zustande blieb er bis in die späteste Nacht. Nun war alles stockfinster um ihn her. Auf einmal hörte er hinter sich in der Entfernung trappen; er blickte hin, und ach! er sah eine Figur, die ihm vollends Entsetzen und Grausen erregte. Ein großer feuriger Mann, der über und über brannte, und Funken sprühete, auf einem schrecklich großen Pferde, das ebenfalls lauter Feuer von sich gab, kam, zwar noch entfernt, aber doch gerades Weges auf ihn zu. Jetzt nahm Gustav seine letzten Kräfte zusammen, raffte sich auf und lief, was er laufen konnte. Da es pech-

schwarz um ihn her war, so konnte es nicht anders seyn, als daß er sich bald hier, bald da stieß, und oft mit dem Rocke hängen blieb: das deuchte ihm nun, als wenn überall Arme hervorkämen, die ihn hielten und kratzten. Den feurigen Mann mit dem Pferde hörte er immer näher hinter sich kommen. Der Lärm hinter ihm wurde immer ärger; — jetzt war er ganz nahe; — Gustav stürzte nieder und war aller Sinne beraubt. Die Angst hatte sich seiner so bemächtigt, daß er nun von nichts wußte, was mit ihm vorgieng; und in diesem Zustande blieb er wohl eine Stunde.

Als er die Augen aufschlug, war eine neue Erscheinung für ihn, — er lag im Bette, befand sich auf dem Gute seiner Tante, und diese stand vor ihm. Es war ihm gerade zu Muthe wie einem, der aus einem Traume erwacht; er war aber auch äußerst matt und wie zerschlagen; doch blickte er ängstlich und furchtsam um sich her. Die Tante redete ihm freundlich zu, und Gustav erzählte ihr Alles, was wir schon wissen. Was den Reuter betrifft, so war es kein feuriger, sondern ein Amtmann war es, der mit seinem Reitknechte aus der Stadt zurückkam, und dieser letztere ritt mit einer brennenden Fackel vor seinem Herrn her. Da der Reitknecht den ängstlichen Gustav lau-

fen sah, ritt er schneller. Endlich fiel er besinnungslos nieder. Der Reitknecht stieg vom Pferde ab, um ihn genau zu besehen. Er erkannte ihn sogleich. Der Amtmann ließ ihn sogleich mit aufs Pferd heben, und nun giengs in schnellem Trabe hin zur Tante. Man brachte ihn sogleich auf ein Bette; rieb ihn gelinde, hielt ihm stark riechende Sachen vor. Endlich schlug er die Augen auf, und kam wieder zu sich.

II.

Allerlei merkwürdiges von Thieren.

1.

Ein Herr hatte von einem Indianer zwei Orangutangs, die nur erst ein Jahr alt waren, gekauft. Diese Thiere setzten sich ordentlich an den Tisch, wie Menschen, aßen von allen Speisen ohne Unterschied, bedienten sich der Messer, Gabeln und Löffel und langten von allem zu, was man ihnen präsentirte. Sie tranken Wein und andre geistige Getränke. Der Besitzer dieser Affen nahm sie mit an Bord. Bei Tische gaben sie es den Schiffsjungen zu verstehen, wenn sie etwas verlangten. Oft versagten es ihnen die Jungen, und dadurch wurden sie so aufgebracht, daß sie je-

ne bei den Armen packten, sie bissen und zu Boden warfen.

Das Männchen ward auf der Rhede krank. Es ließ sich warten und pflegen, wie ein Mensch und man ließ ihm sogar am rechten Arme zweimal Ader. So oft es nachher unpäßlich war, hielt es immer den rechten Arm hin, daß man ihm eine Ader öffnen sollte, denn es mochte ihm bei der ersten Krankheit sehr wohl gedäucht haben.

Ein berühmter Naturforscher sah einst einen Orangutang, der beständig aufrecht gieng, wenn er schwere Sachen trug. Er gab denen, die ihn besuchten, die Hand, und gieng mit ihnen in der Stube auf und nieder. Bei Tische legte er seine Serviette auseinander, wischte sich damit die Lippen ab, und wußte, Löffel und Gabel ordentlich zu gebrauchen um die Speisen damit zum Munde zu bringen. Er schenkte sich selbst ein, stieß mit dem Glase an, wenn man ihn dazu nöthigte; nahm eine Ober- und Untertasse, trug sie auf den Tisch, that Zucker hinein, schenkte Thee ein, und ließ ihn erst kalt werden, um ihn alsdann zu trinken. Dies Alles that er bloß auf einige Zeichen oder Worte seines Herrn, oft aber auch ohne sich daran erinnern zu las-

sen. Er beleidigte Niemand, näherte sich Jedem mit Behutsamkeit, und trat hin in der Absicht, daß man ihn liebkosen sollte. Bonbons waren ihm am liebsten. Er litt aber sehr oft am Keuchhusten, und der Ueberfluß süßer Eßwaaren, die ihm Jeder, der ihn sah, reichte, mochte wahrscheinlich viel dazu beitragen, daß er bald darauf starb. In Paris lebte er nur einen Sommer und starb den folgenden Winter in London.

2.

Als ich einst des Morgens noch im Bette lag, erzählt ein glaubwürdiger Naturforscher, störte mich ein Getöse, das so klang, als wenn Ratten an einem Verschlage hinauf kröchen. Ich gab genau Acht. Bald darauf sah ich eine Ratte am Rande eines Lochs zum Vorschein kommen. Sie sah sich auf allen Seiten um, nnd begab sich hernach wieder zurück. Nicht lange darauf kam sie wieder, und schleppte eine andre Ratte bei den Ohren herzu, die größer als sie selbst war, und mir sehr alt zu seyn schien. Sie verließ die Alte am Rande der Oeffnung, und nun gesellte sich noch eine jun-

ge Ratte zu ihr. Sie durchliefen beide das Zimmer, und suchten Bröckelchen vom Zwieback zusammen, die den Abend zuvor beim Essen vom Tische gefallen waren. Diese trugen sie der Alten zu. Diese Sorgfalt für die Alte zog meine Aufmeksamkeit noch mehr auf diese Thiere. Die Alte fand die Bröckelchen nur durch Suchen und Fühlen, weil sie blind seyn mußte. Die Jungen waren vermuthlich ihre Kinder und ämsige Versorger eines blinden Vaters. Während ich die Natur bewunderte, die diesen von Menschen verachteten Thieren einen so ädlen Trieb eingepflanzt hatte, und meine Betrachtungen darüber anstellte, trat unser Regimentsfeldscheer in die Stube herein. Die Jungen thaten sogleich einen Schrei, als ob sie die Alte davon benachrichtigen wollten, und ohngeachtet ihres Schreckens wollten sie doch nicht eher davon laufen, bis die Alte in Sicherheit seyn würde. Sie fuhren nach ihr zuletzt ins Loch hinein, um sie gleichsam noch zu decken. —

3.

Ein Mann hatte sich sehr lächerlich vermummt. Er kam hastig in sein Zimmer, und

sein Hund, der ihn nicht sogleich erkennen konnte, biß ihn. Als er aber seinen Herrn bald darauf in seiner natürlichen Gestalt erblickte, kroch er unter eine Kiste in einem Gewölbe und starb daselbst für Gram und Schmerz, ob ihn gleich sein Herr freundlich und liebkosend rufte.

4.

Ein Andrer hatte einen sehr treuen Hund viele Jahre hindurch. Als er starb und man seinen Leichnam zu Grabe trug, folgte der Hund der Leiche bis auf den Kirchhof und legte sich aufs Grab. Man brachte ihm, da er nicht wegzubringen war, seinen täglichen Unterhalt, den er aber drei Tage lang nicht anrührte. Endlich fras er, verließ aber den Ort demungeachtet nicht. Als man seine unermüdete Beständigkeit vierzehn Tage lang auf die Probe gestellt hatte; baute man ihm eine Hütte neben seines Herrn Grabe. Hier blieb er neun Jahre lang, ohne jemals weiter, als zehn bis zwölf Schritte weit davon zu gehen. Endlich starb er vor Alter und Gram,

daß er sein Schicksal nicht mehr mit seinem Herrn und Wohlthäter theilen konnte.

5.

Ein Fuchs ward auf einem Hofe an einer Kette gehalten, und, weil er zahm genug war, am Tage freigelassen und des Nachts bloß an die Kette gelegt. Er merkte dabei, daß sich das Halsband über den Kopf schieben lasse, versuchte es in der Nacht selbst, gieng in die Nachbarschaft, würgte Hühner, kehrte zurück und steckte seinen Kopf wieder durchs Halsband. Dies trieb er lange, ohne daß auf ihn ein Verdacht fallen konnte, bis man ihn ertappte und tödtete. Er war so klug gewesen, niemals auf seines Herrn Hofe die Hühner anzufallen, so wie er auch in der Freiheit nicht in der Nähe seines Baues jagt, um seinen Aufenthalt nicht zu verrathen.

6.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war der Ritter Georg Davis, englischer Konsul zu

Neapel. Die Pest wüthete damals in dieser Stadt, und der Konsul sah sich genöthigt, unterdessen nach Florenz zu gehen. Der Grosherzog unterhielt daselbst einige Löwen. Der Ritter wünschte sie zu sehen. Man zeigte ihm unter andern einen Löwen von außerordentlicher Größe, der dabei so wild war, daß man ihn binnen drei Jahren kaum hatte bändigen können. Als der Ritter an das Gitter kam, welches das Behältnis des Löwen umgab, so kam der Löwe auf ihn zu mit sichtbarem Ausdrucke der Freude. Er stand auf den Hinterfüßen und leckte ihm die Hand, die er ihm durchs Gitter steckte. Der Löwenwärter erschrack über diese Verwegenheit, und bat den Ritter aufs inständigste, sich von diesem furchtbaren Thiere zu entfernen, aber vergebens. Der Ritter bestand darauf, man sollte ihm die Thüre öffnen, und trieb die Kühnheit so weit, daß er in den Fang hinein gieng. Der Löwe legte sogleich seine Vorderfüße ihm auf die Achseln und leckte ihm das Gesicht. Bald warf er sich ihm zu Füßen, bald sprang er von einem Ende des Behältnisses ins andere; bald lief er um ihn herum; mit einem Worte, er bewieß, zu großer Verwunderung der Zuschauer, ihm alle mögliche Liebkosungen. Der Ritter erwiederte sie ihm; sie umarmten sich beide und schieden als die besten Freunde von einander. Das Gerücht von dieser Zusammenkunft verbreitete

sich bald in der ganzen Stadt. Der Grosherzog selbst wollte den englischen Konsul sehen, und bestellte ihn an das Behältniß des Löwen. Hier sah er nun selbst, daß das, was man ihm erzählt, seine Richtigkeit hatte, und bat den Ritter ihm diesen so seltenen Fall aufzuklären. Der Ritter befriedigte seine Neugierde durch folgende Erzählung:

Ein Schiffskapitain, der aus der Barbarei zurückkam, gab mir diesen Löwen, als er noch sehr jung war. Ich ließ ihn einige Jahre im Hause wie einen Hund herumlaufen, von dem er auch ganz das zahme und einschmeichelnde Wesen an sich hatte. Als er aber größer ward, und ich ihm nicht länger mehr so frei herum laufen lassen konnte, ließ ich ihm ein Behältniß in meinem Hofe bauen, aus dem er nicht heraus kam, außer wenn ich ihn einigen meiner Freunde zeigen wollte. Nach und nach aber ward er wilder und im fünften Jahre spielte er zuweilen ein wenig zu derb mit den Leuten, die zu vieles Zutrauen in ihn setzten. Er ließ sogar einmal seinem Wärter seine Klauen auf eine sehr blutige Art fühlen, und ich beschloß daher, ihn erschießen zu lassen. Ein Bekannter von mir brachte mich aber von diesem Entschlusse wieder ab, und bat sich den Löwen von mir zum Geschenk aus. Er erhielt ihn auch sogleich. Das ist Alles,

was ich von diesem Thiere sagen kann; denn wie er hierher gekommen ist, weiß ich nicht. Der Herzog fragte den Ritter nach dem Namen seines Freundes und da fand sich es denn, daß es derselbe war, der ihm den Löwen geschenkt hatte.

7.

Ein Mann, der seit langer Zeit einen Elephanten herumgeführt, und ihn immer sehr willig und folgsam gefunden hatte, so lange er nichts Unbilliges von ihm forderte, behandelte ihn einmal unverdienter Weise sehr hart. Das Thier empfand die schlechte Behandlung seines Führers so übel, daß er ihn tödtete. Der Mann hatte eine Frau und zwei kleine Kinder. Die Frau lief voller Verzweiflung auf den Elephanten zu, und schrie: Da, Unthier! hast du auch meine Kinder! Vollende dein Werk, tödte uns alle drei! Das Geschrei und die Thränen der Unglücklichen rührten den Elephanten, es war, als wenn er den begangenen Mord verabscheute. Um den angerichteten Schaden, so viel möglich, wieder gut zu machen, hob er ganz sanft mit seinem Rüssel das ältere Kind auf, setzte es auf seinen Rücken, betrachtete es von Stund an als seinen Herrn und ließ sich nun stets von ihm führen.

8.

Der Kaiser Domitian wollte einmal den Römern ein Fest geben und ließ eine gewisse Anzahl Elephanten abrichten, daß sie ein Ballet tanzen lernen sollten. Man zeigte ihnen Pas und Touren, die nicht leicht zu merken waren. Einer von ihnen bekam Schläge, weil er etwas davon vergessen hatte. In der folgenden Nacht bemerkte man, daß er beim Mondenschei den Unterricht, den er bekommen hatte, öfters wiederholte.

9.

Im Jahr 1795 wurde in einem Steinbruche ein großer dichter Stein getheilt. Man fand in demselben drei lebendige Kröten, die in einer länglichtrunden Höhlung beisammen lagen. Es waren zwei große und eine kleine. Man untersuchte den Stein genau, aber man fand nicht die mindeste Spur von einer Verbindung dieser Höhle mit der äußern Luft. Sie wollten sehr ungern aus ihrem Lager heraus, denn wenn man sie heraus gejagt hatte, sprangen sie immer wieder hinein. Endlich nöthigte man sie auf das Gras zu springen. Hier hüpften sie munter umher, die eine hier, die andre dorthin. Nach einer halben Stunde waren sie alle todt.

Erklärung: Wahrscheinlich kam das Ey zufälliger Weise in die Materie des Steins, als diese noch weich war; aus diesem Ey entwickelte sich nach und nach das Geschöpf, und wuchs als sich die Masse noch ausdehnen ließ. Die Thiere müssen also vielleicht hundert Jahre und drüber, ohne Bewegung, in ihrem engen Loche gesessen und von der Feuchtigkeit des Steins gelebt haben. Denn der Stein, worin man sie fand, war ein solcher, der das Wasser stark in sich sog. Man könnte es auch aus ihrer langsamen Verdauung erklären; denn die Kröten pflegen zu gewissen Zeiten ihre Haut abzuwerfen, und sie selbst wieder zu verzehren.

10.

Auf einem Landgute in England war eine Gans von einer besondern Art. Man nennt sie Kanadische Gänse, die sonst nicht gern auf einem Hofe bleiben, sondern lieber umherstreichen. Diese aber hatte einen Hofhund zu ihrem Freunde und Gespielen. Sie kam immer an seine Hütte hin, und entfernte sich nur von ihm, wenn sie hungerte und Futter aufsuchen wollte. Kaum aber hatte sie gefressen, so kehrte sie sogleich nach der Hundehütte zurück. Sie brachte

hier den ganzen Tag zu, und bei Regenwetter kroch sie so gar zu ihm hinein. Wenn der Hund bellte, so gackelte sie mit, und lief auf diejenigen wohl gar zu, denen das Bellen galt und versuchte sie in die Füße zu beißen. Die Freundschaft dieser beiden Thiere wurde nach und nach so enge, daß sie mit dem Hunde fraß. Anfangs wollte es der Hund, der überhaupt etwas gleichgültig gegen die Gans gesinnt war, immer nicht zugeben. Mit dem übrigen Federvieh gieng sie niemals zur Ruhe, wenn man sie nicht mit Gewalt dazu trieb. Des Morgens, wenn sie mit den übrigen auf die Weide getrieben werden sollte, war sie nicht von dem Hofthore wegzubringen, sondern saß den ganzen Tag davor, wo sie den Hund wenigstens sehen konnte. Man beschloß endlich, diesem besondern Thiere seinen Willen zu lassen, und sie nicht weiter mit solchen gewaltsamen Trennungen zu kränken. Sie konnte sich zu ihrer großen Freude diesem Umgange mit dem Hunde mit aller Herzlichkeit überlassen. Sie lief so gar des Nachts mit dem Hunde auf dem Hofe umher; und wenn er zuweilen am Tage einen Spaziergang in das Dorf unternahm, begleitete sie ihn, halb gehend und halb fliegend, um mit ihm Schritt halten zu können.

Zwei Jahre darauf starb der Hund an einer Krankheit. Während dieser verließ sie ihn gar

nicht mehr; selbst nicht einmal um ihr Futter zu suchen, und sie wäre vielleicht verhungert, wenn man ihr nicht einen Napf voll Korn bei die Hütte gesetzt hätte. Sie litt es durchaus nicht, daß sich Jemand der Hütte näherte, die Person ausgenommen, die dem Hunde oder ihr das Fressen brachte. Das Ende dieser treuen Gans war traurig. Nach dem Tode des Hundes wollte sie lange nicht die Hütte verlassen. Als man endlich einen andern Hund, von fast gleicher Größe und Farbe, dem Verstorbenen zum Nachfolger gab, wurde das arme Thier durch den äußern Schein betrogen; in der Meinung, es wäre noch ihr alter Freund, gieng sie treuherzig zu ihm in die Hütte, wurde von dem Hunde bei der Kehle ergriffen und auf der Stelle ermordet.

Die Ursache von jener Freundschaft war wohl diese: der verstorbene Hund hatte die Gans einmal zufälliger Weise von dem mörderischen Anfalle eines Fuchses befreit. Die Gans, die vermuthlich den Fuchs öfters gespürt haben mochte, fand sich unter dem Schutze und in der Nähe des Hundes sicher.

11.

Ein vornehmer Mann kam unschuldiger Weise in ein tiefes Gefängniß. Er war wie lebendig begraben. Nur von oben fiel ein wenig Licht herein. Kein Freund durfte zu ihm kommen. Alles, was ihm hätte einigen Zeitvertreib machen können, wurde ihm weggenommen. Man denke sich seine Quaal und Langeweile Endlich erbarmte sich eine kleine Spinne über ihn, und leistete ihm Gesellschaft. Sie war oben bei dem Luftloche hereingekrochen. Diese war nun seine einzige Gesellschaft und Freude. Er fütterte sie mit dem Wenigen, das er hatte. Sie wurde so zahm und dankbar, daß sie zu ihm auf die Hand kam. Dies war jetzt das einzige, lebendige Geschöpf, das ihm Freude machte. Ganze Stunden konnte er sich mit ihr auf das freundschaftlichste unterreden. Dieses Thierchen war sein einziger Trost.

Der Kerkermeister hörte, daß der Gefangene mit Jemand sprach. Gleich öfnete er die Thür, und fragte nach. Als er hörte, daß es die Spinne wäre; trat er sie todt. — Der Grausame! mit den Worten: Nein! auch diesen Trost sollst du nicht haben! —

12.

Ein alter Schulmeister in der Grafschaft Mannsfeld hatte eine starke Bienenzucht. Eines Morgens geht er hin nach seinem Bienenhause, und zwar ohne Kappe, weil sie ihn sehr gut kannten, und ihm nie etwas zu leid gethan hatten. Was geschieht? Die Bienen kommen aus allen Stöcken, und fallen über ihn her, als ob sie rasend wären. Der alte Mann wehrt sich mit Händen und Füßen, so gut er kann. Desto toller werden sie. Es hilft nichts, er fällt zu Boden, und sie stechen ihn todt. Es kommen Leute dazu, sie können den alten Mann nicht mehr herausfinden: so dicke sitzen die Bienen auf ihm.

Man schlägt, sprützt, schießt unter sie. Ganze Eimer voll Wasser werden darunter gegossen. Alles vergeblich. Der Mann ist und bleibt todt, und sie müssen ihn unter dem Schwarme Bienen liegen lassen, weil die erboßten Bienen selbst Miene machen, auf sie los zu kommen, bis sie sich nach und nach von selbst wieder verziehen.

Als sie endlich den todten Mann aufheben; so ist er im Gesichte gar nicht mehr kenntlich, noch weniger Leben in ihn zu bringen.

Man glaubte: der Mann müsse etwas an sich gehabt haben was den Bienen unleidlich gewesen wäre, etwa einen für sie widerlichen Geruch. Er habe vielleicht des Morgens alten Käse gegessen. Andere meinten: er hätte einen andern Rock angehabt, daß ihn die Bienen nicht gekannt hätten.

Genug! die kleinsten Thierchen können oft sehr gefährlich werden.

13.

Ein Perukenmacher begleitete des Abends einen Freund zum Thore hinaus, (es war in Hannover,) der nach einem nahgelegenen Dorfe will, damit er ihn auf den rechten Weg bringen, und er sich nicht im Schnee verirren möchte. Als sie auf das Feld kommen, sehen sie einen Hund, der querüber mit kläglichem Gewinsel auf sie zuläuft, aufs neue zurückkommt, und sie durch sein seltsames Betragen, bewegen will, ihm zu folgen, und mit ihm nach der Stelle hinzugehen.

Der Hund machte sie so aufmerksam, daß sie ihm folgen. Da sie das thun, wird das treue Thier erst zufrieden, springt alle Augenblicke zurück und dann wieder vorwärts, und ist äußerst vergnügt. Als sie an die rechte Stelle kommen, bleibt der Hund stehen, und sie finden einen im Schnee erstarrten Menschen, um den der Hund mit vielem Winseln herumspringt.

Den sollten sie retten. Das wollte der Hund durch seine Zeichen angeben, die sehr deutlich Mitleiden zu erkennen gaben. Es war sein Herr, den der treue Hund nicht verlassen wollte. Beide hoben den Körper auf, und trugen ihn nach dem Dorfe, wo er bald wieder zu sich selbst gebracht wurde. Hatte der Mann nicht sein Leben seinem treuen Hunde zu danken? — Welche Vorsehung!

14.

Die Klapperschlange klappert nicht anders, als wenn sie zornig ist, und auf ihren Raub ausgehet. Wenn ein Eichhörnchen auf dem Baume sitzt, und unter demselben liegt eine Klapperschlange, so richtet sie sich auf, sieht

starr nach dem Thiere, die Augen funkeln, sie bläßt sich auf, und klappert erschrecklich. Sobald dies das Thierchen merkt, so ist es vor Schreck schon des Todes. Es bleibt still sitzen, fängt an zu zittern und fällt ohnmächtig vom Baume.

Eben so ist es, wenn ihr eine Feldratte zu nahe kommt. Dies hat einmal Jemand von der andern Seite eines Sumpfes mit angesehen. Sobald die Ratte die Schlange sah, blieb sie auf der Stelle sitzen, zitterte und fiel auf die eine Seite. Die Schlange sah sie vorher starr an und klapperte. Diese Schlange fährt nie auf ein Thier zu, balgt sich nie mit ihm, und beißt es nie todt, sondern sie zischt und bläßt ihm entgegen, und klappert dabei sehr heftig. Wenn nun das Thier still sitzt und vor Todesangst außer sich ist; so macht sie sich über dasselbe her und verschlingt es. Man schließt daraus, daß sie aus dem Halse einen Dunst ausbläßt, der das andre Thier matt macht und betäubt. Der Schreck aber, den die Thiere bei dem Anblicke ihres Feindes haben, kann dazu auch etwas mit beitragen.

Es ist bei andern Thieren fast eben so. Wenn die Maus einer Katze in den Wurf kommt, so erstarrt sie gleichsam und sitzt stock-

still. Die Katze sieht sie nun starr an, daß ihr des Abends das Feuer aus den Augen strahlt. Sobald sich aber die Maus rührt, und fortlaufen will, so erhascht sie dieselbe.

Die Lerche erstarrt eben so vor dem Raubvogel und bleibt still sitzen, daß man sie oft nehmen kann. So ist es mit der Klapperschlange auch der Fall.

15.

Als Amerika entdeckt wurde, so wurde immer Einer auf den Andern mißgünstig. Ein General wollte einmal den andern gefangen nehmen lassen, der kaum 200 Mann bei sich hatte. Dieser aber schickte wohl 800 Mann gegen ihn. Es war Nacht, da die 800 ankamen. Der andre griff sie mit einer handvoll Leute an, und jagte sie alle zurück.

Ein kleiner Naturumstand kam ihm zu Hülfe, und verschafte ihm den Sieg.

In dem Lande giebt es eine große Art von Heuschrecken, die man Laternenträger

nennt, weil sie auf dem Kopfe eine Laterne haben, die im Finstern wie ein helles Licht leuchtet. (wie z. B. bei unserm Johanniswürmchen.)

Diese waren hinter den 200 Mann in großer Menge. Die Feinde sahen das und dachten: das wären noch viele Soldaten mit brennenden Lunten, weil man damals noch keine ordentlichen Flinten hatte. Dies machte sie furchtsam, daß sie die Flucht ergriffen. Wie sonderbar wurden sie dadurch gerettet.

16.

Ein Kind fiel ins Wasser, und die am Ufer sitzenden Raben fliegen auf und erheben ein Geschrei, daß die Leute das Kind schwimmen sehen, und es retten!

17.

Bei Sicilien, nicht weit von Messina ist ein gewaltiger Strudel oder Wirbel im Meere, der

sich wie eine Schnecke herumdrehet, und alles mit sich herunter zieht, was hinein kommt. Eben so drehet er auch Alles von unten herauf wieder heraus. Zwischen den Felsenklippen müssen ungeheure Schlünde seyn, durch welche das Wasser so durchgedrehet wird.

Friedrich, der König von Sicilien, wollte gern die Beschaffenheit dieses Strudels wissen, wie er inwendig aussähe. Wer konnte es ihm sagen? Wer wollte sich hineinwagen? Der König versprach demjenigen eine große Belohnung, der es thun würde.

Endlich fand sich doch ein Mensch, der es wagte. Er hieß Cola Pesce Es war ein Taucher, der sich eine geraume Zeit unter dem Wasser aufhalten, und versunkene Sachen herausholen konnte. Man nannte ihn nur Niklas Fisch, weil er immer unter dem Wasser steckte, und oft ganze Tage im Meere blieb. So gut verstand er sein Handwerk Er nährte sich blos von Fischen und Muscheln. Nicht selten geschah es, daß er die Seefahrer und die Leute auf den Schiffen, bis auf den Tod, erschreckte. Wenn ihn diese oft, mitten im ärgsten Sturm aus den schäumenden Wellen herauskommen sahen; so hielten sie ihn für ein Gespenst, oder ein Meerwunder, und schrien ängstlich um Hülfe. Da

schlug denn der Schalk mitten in den Fluthen ein lautes Gelächter auf.

Diesen Fischmenschen ließ der König zu sich kommen, und sagte zu ihm: „Da du dich so gut unter dem Wasser behelfen kannst: wolltest du wohl einmal in den Meerstrudel? Ich möchte gar zu gern wissen, wie es darin aussähe. Siehe! diesen großen Becher von Gold werfe ich hinein. Er soll dein seyn, wenn du ihn herausholest.“

Der Becher wurde hineingeworfen; Cola Pesce sprang hinter drein. Jeder, der es sah, glaubte, daß es um ihn geschehen wäre, und er nicht wieder kommen würde. Der König wartete lange. Ehe er sichs versah, etwa nach drei viertel Stunden, kam oben der schwarze Kopf aus dem Wasser, und Cola Pesce hielt den Becher in der Hand.

„Was hast du gesehen? Wie hast du es gefunden?“ rief der König.

„Da unten sieht es verzweifelt aus, erwiederte dieser. Wie froh bin ich, daß ich mich aus diesem fürchterlichen Loche wieder heraus geholfen habe! Da ist ein abscheulicher Abgrund, mit lauter Klippen umgeben. Das Wasser stürzt

mit solcher Gewalt herunter, und drehet sich so durch die Klippen durch, daß sich keine lebendige Seele halten kann. Ganz unten bin ich gewesen. Ich mußte mich zwischen die Klippen klemmen, damit mich der Wirbel nicht mit sich fortriß. — Der Becher lag zwischen einer Klippe. Hier steckte ich so lange, bis der Wirbel wieder von unten herauf kam, und mich mit heraus nahm. Das war aber noch nicht Alles. Zwischen den Klippen saßen erschreckliche Meerpolypen oder Vielfüße, so groß, wie Menschen. Diese streckten immer ihre Arme nach mir aus." —

„Das ist alles recht gut, sagte der König. Allein mir ist es noch nicht genug. Du mußt noch einmal hinein, und weiter herunter in die Tiefe. Denn ich will eigentlich wissen, wie es unten aussieht, und wodurch der Strudel von unten herauf getrieben wird."

„Nein! erwiederte Jener, das mag ein Andrer wagen. Ich gewiß nicht. Das Wasser fürchte ich nicht, aber die Polypen!"

Kurz, er wollte nicht. Hierauf ließ der König einen noch größern goldenen Becher mit Perlen und Edelsteinen gefüllt, hineinwerfen. Dies reizte ihn so, daß er doch wieder nach-

sprang. Allein er kam diesmal nicht wieder zum Vorschein. Gewiß hat ihn einer von den großen Polypen weggefangen.

18.

Der Kormoran ist ein merkwürdiger Vogel. Besonders ist er in Norwegen zu finden. Des Tages sitzen diese Vögel in den Ritzen der Felsen still; des Nachts aber machen sie einen entsetzlichen Lärm. Ihre Stimme ist grob, wie das Blöcken der Kälber. Wenn sie die Norweger fangen wollen, so legen sie des Nachts unten an dem Felsen Feuer an, da sie durch den Rauch betäubt werden und herunter fallen.

In China werden sie zahm gemacht, und zum Fischfange abgerichtet. Ein Fischer regiert ihrer wohl hundert, die alle still auf dem Rande seines Kahns sitzen. Sobald sie aber durch ein Zeichen Ordre erhalten, gehen sie unter Wasser, und holen einen Fisch nach dem andern heraus. Ist der Fisch für einen zu groß; so helfen sie einander. Einer faßt ihn beim Kopfe, der andre beim Schwanze, der dritte in

der Mitte und so schleppen sie ihn zum Kahn, wo er ihnen von dem Fischer abgenommen wird.

Während des Fischfanges aber sind ihnen Ringe am Halse angelegt, damit sie keine Fische fressen. Haben sie ihre Jagd gemacht, so werden ihnen die Ringe abgenommen, und sie dürfen nun zur Belohnung ihres Fleißes selbst fischen.

19.

In Indien ward einmal der Elephant des großen Moguls durch eine Straße zur Tränke geführt, wo die Handwerker ihre Gewölbe haben. Er gieng vor dem Gewölbe eines Schneiders vorbei, der gerade darin saß und arbeitete. Der Elephant bleibt stehen, steckt den Kopf in das Gewölbe und sieht zu, was der Schneider macht.

Dieser will ihn vexiren, springt auf und sticht ihn mit der Nadel in den Rüssel. Der Führer warnt ihn; der Elephant aber geht großmüthig fort, als hätte er nichts empfunden, und, als wäre es ihm zu klein, sich mit ihm einzulassen.

In der Tränke säuft er sich erst satt. Hernach rührt er das Wasser mit den Füßen so stark, daß es ganz trübe wird und zieht so viel in den Rüssel, als er hinein bringen kann, so, daß sich auch sein Führer darüber verwundert.

Hierauf geht er still fort. Als er wieder vor das Gewölbe des Schneiders kommt macht er es wie vorher, und steckt seinen Rüssel hinein. Der Schneider will ihn wieder mit der Nadel stechen Der Elephant aber spritzt das ganze Wasser aus seinem Rüssel. Das Gewölbe wird ganz mit Wasser untersetzt.

Hierauf gieng der Elephant großmüthig fort, da er seinen Muth abgekühlt hatte.

20.

Einige merkwürdige Thiere.

I. Säugthiere:

1) Der Affe sieht fast aus, wie ein Mensch, denn er hat ein kahles Gesicht, Augen,

Ohren, Füße, Hände mit 5 Fingern und geht aufrecht wie ein Mensch. Die bekanntesten Affen sind: der Orangutang, der Pavian, und die Meerkatze.

2) Der Biber lebt in Gesellschaft und bauet sich mit andern am Wasser künstliche Wohnungen, die manchmal 2 bis 3 Stockwerk hoch sind. Ihre Zähne sind so scharf, daß sie dicke Bäume damit durchsägen können.

3) Das Elenthier kann sehr geschwind und in einem Tage sehr weit laufen und hat eine so harte Haut, daß man sie weder durchschießen noch durchstechen kann.

4) Das Faulthier hat seinen Namen mit der That: denn es schleicht so langsam, daß es in einem Tage nicht viel weiter kommt, als man mit einem Steine werfen kann.

5) Der Hamster gräbt sich weite Wohnungen unter der Erde, mit Kammern und sammelt allerlei Getraide ein. Er schläft sehr lange.

9) Das Stinkthier verjagt seine Feinde durch einen übelriechenden Saft, den es ihnen entgegen sprützt.

7) Der Wallfisch soll unter allen Thieren das größte seyn. Er lebt in Meeren, und hat anstatt der Zähne große Stücken Horn, welche Fischbein genennt werden, wenn sie zubereitet sind.

II. Vögel:

1) Der Adler ist ein großer, muthiger Vogel und so stark, daß er Hasen, Lämmer, Rehe, auch wohl junge Hirsche fangen kann. Er baut sein Nest auf hohe Felsen und lebt viel länger als ein Mensch.

2) Der Kolibrit ist unter allen Vögeln der kleinste, seine Federn haben sehr glänzende Farben, die sehr schön aussehen.

3) Der Kondor oder Greifgeier ist noch größer, als der Adler und raubt nicht nur Thiere, sondern fällt bisweilen auch zehnjährige Knaben an.

4) Der Pelikan oder die Kropfgans hat am Kopfe eine Haut, die wie ein Sack herabhängt. In diesem Sacke bringt der Vogel seinen Jungen Speise und Trank, und läßt sie daraus fressen und saufen.

5) Der Straus ist der größte Vogel, kann sehr geschwind laufen, aber nicht fliegen, weil er viel zu schwer ist. Er legt seine Eyer in den Sand, und durch die Sonnenhitze werden sie ausgebrütet.

6) Der Würger ist unter allen Vögeln der grausamste: denn er bringt weit mehr Thiere um, als er verzehren kann.

III. Amphibien:

1) Der Drache speiet nicht Feuer und hat auch nicht viele Köpfe, sondern ist ein kleines unschädliches Thier, das sich von Insekten nährt.

2) Das Krokodill ist eine Art großer Eidexen und fängt Fische, auch Landthiere und Menschen. Sein Schwanz ist noch einmal so lang, als der übrige Körper und so stark, daß nur ein Schlag damit nöthig ist, um einen Menschen damit zu tödten.

3) Der Salamander kann nicht im Feuer leben, sondern höchstens nur ein kleines Feuer durch die Feuchtigkeit seines Körpers auslöschen.

4) Die Schlangen verlieren zu gewissen Zeiten ihre Haut, dafür wächst ihnen eine andre. Sie können auch springen, und wenn sie schlafen, so wickeln sie sich zusammen.

5) Die Schildkröte wohnt mit ihrem ganzen Körper, die Füße ausgenommen, in einer Schaale, die so hart ist, daß man darauf treten kann, ohne daß sie zerbricht.

IV. Fische:

1) Der Roche gebiert lebendige Junge, wie auch der Hai. Eine Art der Haien, welche auch Menschenfresser genennt werden, wird so groß, daß sie ganze Menschen verschlingen können.

2) Der Seehahn hat Floßfedern, die fast so lang, als der ganze Körper sind. Mit diesen kann er über das Wasser fliegen, so lange sie naß sind. Dasselbe kann auch der Fliegfisch.

3) Der Schlammpeizker heißt auch Wetterfisch, weil er sich im schlammigen

Wasser aufhält, und es trübe macht, so oft sich das Wetter verändert.

V. Insekten:

1) Die Ameisen sind sehr fleißige Thiere. Sie tragen sich zu ihren Wohnungen große Haufen zusammen, unter welche sie auch ihre Eier und Futtervorräthe verwahren.

2) Die Bienen saugen den süßen Saft aus den Blumen und sammeln ihn in ihren Stöcken. Der festere Theil dieses Vorraths ist Wachs; den flüssigen nennt man Honig.

3) Der Todengräber ist ein eine Art Käfer, man nennt sie so, weil sie die Gewohnheit haben, todte Mäuse oder Maulwürfe unter die Erde zu vergraben, und wenn sie verfault sind, davon zu fressen.

4) Der Springkäfer (Schmid) kann in die Höhe springen, wenn er auf den Rücken liegt.

5) Der Laternenträger ist eine Art Heuschrecken, deren Kopf des Nachts so hell leuchtet, wie eine kleine Laterne.

6) Blattläuse sitzen in großer Menge auf den Stielen der Pflanzen und werden von manchen Leuten Mehlthau genennt.

7) Die Schmetterlinge leben nicht lange; sie legen aber Eier, aus welchen nach einiger Zeit junge Raupen auskriechen. Man theilt sie insgemein ein in Tagvögel, Dämmerungsvögel und Nachtvögel.

8) Die Krebse sind mit einer harten Schale bedeckt, leben im Wasser, mausern sich jährlich und werden sehr alt. Sie haben an den Füßen Scheeren und im Magen Steine, welche man Krebsaugen nennt. Wenn man ihnen die Füße oder die Scheeren ausreißt; so wachsen bald wiederum neue.

VI. Würmer.

1) Die Muscheln leben alle im Wasser, meistentheils im Meere. Die Schaale derselben nennt man Perlenmutter, weil darin zuweilen Perlen gefunden werden.

2) Die Naide. Wenn man sie in etliche Stücke zerschneidet; so wächst aus jedem Stücke wieder eine Naide.

3) Der Dintenfisch hat seinen Namen davon, weil er einen schwarzen Saft von sich giebt, der wie Dinte aussieht.

---

4) Die Pflanzenthiere leben größtentheils in der See. Sie sehen fast aus, wie Pflanzen, denn sie stecken in einer Schaale, die dem Stamme und den Zweigen eines kleinen Baumes oder Strauchs sehr ähnlich ist. Man nennt sie daher Pflanzenthiere. Diese Stämme sind meistentheils mit einem Ende an andre Körper angewachsen, daher können die Thiere, welche darin stecken, sich nicht von einem Orte zum andern, sondern nur die herausgesteckten Gliedmaasen bewegen. Einige aber schwimmen frei herum. Die Schaalen nennt man gewöhnlich Korallen und die Thiere Polypen.

III.

Kleine natürliche Zaubereien.

Der 6. December war des kleinen Wilhelms Geburtstag, eines hoffnungsvollen Sohnes des Kaufmanns Lehmann. Er trat gerade sein sechstes Jahr an. Niemand freuete sich mehr darauf, als Wilhelms Schulkameraden, welche sein Vater auf den Nachmittag zu sich eingeladen hatte, um seinem Wilhelm diesen Tag recht froh und heiter zu machen. Der Nachmittag war unter fröhlichen Spielen den Kindern zu schnell vorüber geflohen. Der Abend trat ein, und Lehmann rufte die Kinder in seine Stube, wo er sie einige Stunden unterhalten wollte.

Die Kinder fragten sich einander, worin etwa die Unterhaltung bestehen möchte. Keins er-

rieth es. Endlich sagte der Vater: mit Kunststücken und allerhand physikalischen Belustigungen. — Alles rief durcheinander: Kunststücke! Kunststücke!"

Der Vater machte den Anfang mit folgendem:

I.

Er nahm ein Stückchen Kork, schnitt ein kleines Kügelchen daraus, und nahm eine Nadel mit einem seidnen Faden. Das Korkkügelchen wurde an den seidnen Faden gereihet, und frei aufgehangen, so, daß es nirgends anstoßen durfte. Hierauf nahm er eine Stange Siegellack, rieb sie eine Zeitlang mit einem Stück Flanell und hielt sie dann gegen das Kügelchen. Siehe da! das Korkkügelchen flog gegen die Siegellackstange und hieng sich an dieselbe an, oder, wenn man es nicht so weit kommen ließ, so folgte es dem Siegellack, wo man es hinbewegte. Er ließ es eine Weile an dem Siegellack hängen, riß dieses dann davon los, näherte die Stange wieder, um das Kügelchen wieder abzuziehen; aber — sonderbar! das Kügelchen floh nunmehr vor dem Siegellack, und man konnte es damit von einer Seite zur andern verjagen.

2.

Ein zweites Kunststück war folgendes. Der Vater fragte die Kinder: Glaubt ihr wohl, daß es möglich ist, ein Ey in eine enghalsige Flasche zu bringen? — Die Kinder lachten und glaubten, er wollte sie zum Besten haben.

Herr Lehmann holte ein Glas mit scharfen Weinessig, worin das Ey lag, welches er in die daneben stehende Flasche bringen wollte. Er nahm es heraus; es war so weich, wie ein Teig; dann wickelte er es unter den Händen in die Länge und zwar so dünn, bis es durch den engen Hals der Flasche gebracht werden konnte. Das Ey war hinein; er goß hierauf kaltes Wasser hinein, und das Ey bekam seine vorige gewöhnliche Form wieder. Der Weinessig machte die Schaale weich, daß das Ey in die Länge gewickelt oder gezogen werden konnte; das Wasser aber erhärtete es, daß es sich wieder zusammen zog.

3.

Ich will euch, meine Lieben, jetzt ein neues Kunststückchen zeigen, das euch eben so wunder-

bar vorkommen wird, sagte Lehmann, und gieng auf einige Augenblicke aus der Stube. Die Kinder waren in gespannter Erwartung. Er kam wieder herein und brachte ein längliches Stück Eis mit, das wie ein starker Eiszapfen aussah. Glaubt ihr wohl, daß das Eis brennen kann? — Die Kinder lachten laut auf. „Das habe ich in meinem Leben noch nicht gehört, lieber Vater, sagte Wilhelm. Wenn das möglich ist, so glaube ich, die Sache geht nicht mit rechten Dingen zu. — Davon sollst du dich den Augenblick überzeugen mein Sohn, versetzte Lehmann. Ihr seht, ich habe kein anderes Licht bei der Hand. Ich werde also das Eis vor euern Augen anzünden, und dann das Licht hier auf dem Tische auslöschen. Ob mein Versuch mir glücken wird, sollt ihr gleich sehen." — Mit diesen Worten zündete er das längliche Stück Eis an. Es brannte, und sogleich löschte er das Talglicht aus.

Als es abgebrannt war, zündete er das Licht wieder an, und beantwortete die vielen bittenden Fragen der Kinder mit folgenden Worten: Das Eis, das ihr jetzt habt brennen sehen, ist nicht ein bloser Eiszapfen. Es ist ein künstlich nachgemachtes Licht und besteht aus gestoßenem Schwefel und Kohlen, das ich in der Gestalt eines Lichts mit Papier überzogen habe.

Der Geruch in der Stube überzeugt euch noch jetzt davon. Dieses Licht habe ich, da es diesen Abend sehr kalt wurde, diesen Nachmittag unter die Dachtraufe gehängt, um es ganz mit Eis bedecken zu lassen. Die große Hitze des Feuers machte das überzogene Eis bald schmelzen und so gelang mir mein Kunststückchen."

Die Kinder dankten dem Vater mit sichtbarem Ausdrucke einer lebhaften Freude und wünschten, daß er noch mehr Versuche machen möchte. Da Herr Lehmann den heutigen Abend einmal ganz dem Vergnügen der Kinder widmen wollte, so willigte er auch in ihre Wünsche, und machte noch folgende Versuche.

4.

Wilhelms Mutter holte auf die Bitte ihres Mannes ein Ey herbei, welches er in kaltem Wasser sieden wollte. „Wer von euch will mir einen Topf mit kaltem Wasser herbeischaffen?" — Die Kinder wollten alle zugleich davon laufen. Aber die Frau Lehmannin war ihnen schon zuvorgekommen. „Hier ist das Ey, und hier der Topf mit kaltem Wasser, rief Herr Lehmann. Jeder von Euch tauche seinen Finger hinein, um sich davon zu überzeugen. Sie

thaten es. Lehmann legte das Ey in den Topf, und mit demselben ließ er Etwas in den Topf fallen, das die Kinder aber im Taumel der Freude nicht bemerkten. Der Topf wurde zugedeckt und blieb eine Zeitlang unangetastet auf dem Tische stehen.

„Nun wird das Ey wohl gesotten seyn, sagte Lehmann nach dieser stillen Pause. Hat Jemand Lust das Ey herauszulangen, der thue es. Aber ich rathe ihm, das Wasser ist heiß, daß er sich seine Finger nicht verbrenne.“ Ludwig, der älteste von den Knaben, war vorwitzig genug, und wollte das Ey mit bloser Hand herausnehmen. Er zog sie aber sogleich wieder zurück, und die Kinder lachten ihn aus. Man holte also einen Löffel, langte das Ey heraus, öffnete es, und siehe da! es war völlig gesotten.

Wie gieng das zu? — Herr Lehmann hatte unvermerkt ein Stück ungelöschten Kalk in den Topf gethan. Dieser entzündete sich, das Wasser kochte und das Ey wurde gesotten.

5.

Der Vater verließ das Zimmer, als er den Kindern das Räthsel gelößt hatte. Bald darauf

kam er wieder, und legte ein Ey auf den Tisch. Die Kinder mußten jetzt in einiger Entfernung von dem Tische treten und er selbst entfernte sich davon. Das Ey, wie Ihr seht, sagte er, liegt jetzt still, auf einmal wird es sich von selbst bewegen und auf dem Tische herumkollern. Es geschah, wie er gesagt hatte. Das Ey bewegte sich hin und her.

„Es muß was darinnen seyn, riefen die Kinder.“ — „Ihr habt Recht, sagte Lehmann. Ich erlaube es euch, das Ey näher zu untersuchen. Die Kinder fühlten, daß das Ey sehr leicht war, aber Niemand getraute sich, es zu öffnen. — Endlich entschloß sich Herr Lehmann selbst dazu. — Erst zeigte er ihnen, daß auf beiden Seiten zwei Löcherchen mit weißem Wachse verklebt waren. Dies schabte er mit dem Messer ab, und die beiden Löcherchen zeigten sich deutlich. Hierauf zerbrach er das Ey und ein Blutigel kam heraus. Dieser Wurm hatte die Bewegung des Eyes verursacht. Weil er keine Luft schöpfen konnte, bewegte er sich eine geraume Zeit in dem Eye hin und her, und trieb zur großen Verwunderung der Zuschauer dasselbe auf dem Tische hin und her.

6.

„Nun mag einmal die Reihe an euch kommen, Kinder, sagte Herr Lehmann. Ich will euch ein Kunststück aufgeben, und ihr sollt es selbst versuchen. Wer von Euch kann machen, daß das Eisen schwimme?" „Das können wir nicht" — antworteten die Kinder einstimmig. — „Ich verstehe unter dem Eisen jetzt freilich keinen Ambos, aber die Nähnadel gehört doch auch unter das Eisen?" — Ja, wenn das ist, sagte Wilhelm, so will ich das Kunststück den Augenblick machen. Er brachte eine Schüssel mit Wasser herein, und warf die Nadel in das Wasser, aber sie sank zu Boden. Die Uebrigen lachten und Wilhelm war darüber so aufgebracht, daß er den Versuch öfters wiederholte, aber die Nähnadel sank jederzeit zu Boden. — Nun war Heinrich an der Reihe. Dieser gieng behutsamer zu Werke. Er nahm die Nadel zwischen die Fingerspitzen und legte sie so behutsam, wie möglich, auf das Wasser; so, daß die Nadel in ihrer ganzen Länge zugleich das Wasser berührte, und siehe da! sie schwamm. — Wilhelm ärgerte sich, daß er nicht so klug, wie Heinrich gewesen war, um aber doch die Sache wieder gut zu machen, langte er einen Dreier aus der Tasche und legte ihn eben so sachte wie

Heinrich die Nadel, auf das Wasser, und er schwamm ebenfalls.

Der Vater lobte Beide, daß ihr Versuch gelungen war.

7.

Bei dieser Gelegenheit will ich euch noch ein Kunststück zeigen, fuhr er fort. Wer von Euch kann mir diesen Pfennig, den ich hier in das Wasser werfe, herausholen, und zwar mit der bloßen Hand, ohne die Finger naß zu machen?

Keins von den Kindern wußte das anzufangen. — „Sehet, sagte Herr Lehmann, ich schütte jetzt einen gelben Staub darauf (es ist das sogenannte Hexenmehl oder Bärlappensaamen); wenn nun die Oberfläche des Wassers damit bedeckt ist, so könnt ihr hineingreifen, ohne daß sich Jemand naß macht."

Ludwig langte den Pfennig vom Boden der Schüssel und wunderte sich nicht wenig, das kalte Wasser an den Fingern zu fühlen, und diese beim herausziehen dennoch ganz trocken zu finden.

„Wie geht das zu? fragten die Kinder. — „Das will ich euch gleich sagen, versetzte Herr Lehmann. Dieser Staub, den ihr hier auf dem Wasser seht, gehört unter die Dinge, die kein Wasser annehmen, also trocken beim herausziehen bleiben. So giebt es noch mehrere dergleichen, z. B. Talglichter, und überhaupt alles Fettige. Dieser Bärlappensaamen bildete gleichsam eine Haut über das Wasser und legte sich an den Fingern, wie ein Handschuh an; das Wasser wird folglich durch letztern abgehalten, sich an die Finger zu hängen — und sie naß zu machen.

Ludwig besah jetzt seine Finger. Sie sahen auch wirklich im Wasser so aus, als ob ein gelber Handschuh darüber gezogen wäre.

8.

„Eben fällt mir dabei noch ein anderes Kunststück ein, nämlich: Wasser in einem Schnupftuche zu tragen, ohne daß es herausläuft. Wer kann das, fragte Lehmann. Die Kinder antworteten: Wenn man eben das Hexenmehl darauf streuet. Wir wollen es gleich versuchen „Wilhelm zog sein Schnupftuch zuerst heraus, bestreute es mit

Bärlappensaamen, machte einen Beutel daraus und goß Wasser hinein, welches auch in dem Tuche blieb, ohne durchzulaufen. Die Kinder freueten sich, daß sie auch einmal ein Kunststück errathen hatten.

„Auf eben die Art, fuhr Wilhelms Vater fort, kann man auch Quecksilber in einem Beutel von Leinwand tragen; und wenn man in ein Gefäß mit Quecksilber die Finger taucht, so werden sie nicht naß, weil die Theile des Quecksilbers stärker unter sich selbst, als mit dem Flor oder Finger zusammenhängen.

9.

Wilhelms Vater nahm das Siegellack wieder zur Hand und dabei fiel ihm noch folgender Versuch, den er damit machen wollte, ein. Er machte zuvor die Bemerkung: daß leichte Körper von der geriebenen Siegellackstange wechselsweise angezogen und abgestoßen werden. „Ich will jetzt damit ein paar Versuche machen, sagte er: Wilhelm bringe mir einmal meine Tabackspfeife dort aus dem Fenster her und schütte die Asche auf den Tisch. Halte nunmehr diese geriebene Stange über den Haufen Tabacksasche.“ — Es geschah; die kleinen Staubblätt-

chen der Asche flogen gegen die Stange und wurden wieder von ihr fortgeschnellt.

10.

„Heinrich, fuhr Herr Lehmann hierauf fort, schneide einmal ein Paar kleine Püppchen von feinem Papier. Ihr sollt sehen, wie artig sie herumtanzen werden.“ — Heinrich schnitt die Püppchen aus, so gut er konnte, legte sie auf den Tisch, und hielt die geriebene Siegellack-stange darüber.

Sogleich richteten sich die Püppchen auf, sprangen in die Höhe und tanzten eine Weile herum; zuweilen blieben sie auch still auf den Füßen stehen, und neigten sich bald auf diese, bald auf jene Seite, so wie man die Stange bewegte.

11.

Herr Lehmann lehrte die Kinder noch folgende Kunststücke: z. B. eine Kugel auf dem Tisch nach verschiedenen Seiten herumlaufend zu machen. Er bohrte nämlich eine hölzerne Kugel an etlichen Stellen in

verschiedener Richtung an; schüttete in die Löcher etwas Quecksilber, und verwahrte die Löcher mit hölzernen Flöckchen wieder.

12.

Ferner: Einen Stab, auf zwei Gläser gelegt, zu zerschlagen, ohne die Gläser zu beschädigen.

Dies geschah auf folgende Art: Er setzte zwei mit Wasser angefüllte Trinkgläser von gleicher Höhe auf zwei nahe bei einander stehende Tische, die ebenfalls gleich hoch waren, legte über die Gläser einen starken Stab, welcher sehr dürr und brüchig seyn mußte, und die Gläser nur auf einer Seite berührte. Dann that er mit einem stärkern Stocke einen schnellen Schlag gerade auf die Mitte des querliegenden Stabes, und er sprang ohne die geringste Verletzung der Gläser entzwei. — Hierauf ließ er zwei Knaben jedem einen festen Strohhalm in beiden Händen festhalten; darauf legte er ebenfalls quer einen solchen Stab und schlug mit dem andern auf dessen Mitte. Der Stock zersprang und die beiden Strohhalme blieben unverletzt.

13.

„Es mag für diesen Abend genug seyn, sagte Lehmann zu den Kindern, da ich überdieß euch schon genug Versuche gezeigt habe, die ihr zu Hause nachmachen könnt. Zum Schlusse will ich euch nur noch einige Kunststücke erzählen, die ich bei herumreisenden Künstlern gesehen habe, und die ihr begreifen könnt.

So habe ich z. B. einen kleinen Vogel am Spieße braten gesehn, der sich selbst umwendete. Das Kunststück beruhte auf einem hölzernen Bratspieße, der nur aus einer bloßen Hasselruthe bestehen muß. Die Fasern dieses Holzes ziehen sich von der Hitze der Länge nach zusammen, und verursachen dadurch eine Zeitlang eine solche wurmförmige Bewegung, bis die Fasern von der Hitze aufgezehrt werden.

14.

Ein andres Rechenkunststück, das mir jetzt einfällt, und welches ihr unter einander selbst nachmachen könnt, ist dies: Zehen Aepfel unter neun Personen auszuthei-

len, daß keiner mehr bekommt als der andere.

Neun Personen werden nach der Reihe hingestellt und jedem wird ein Apfel gegeben, den noch übrigen zehnten Apfel giebt man endlich der andern Person.

15.

Unter andern mechanischen Kunststücken sah ich auch dieses: Da der Künstler eine lebendige Henne ungebunden auf den Tisch niederlegte, so daß sie ganz ruhig liegen blieb.

Damit die Sache ein wunderbares Ansehen bekam; zeichnete er auf dem glatten Fußboden in der Stube einen Kreis mit allerhand Figuren, die aber zur Sache selbst im geringsten nichts beitrugen. Hierauf stellte sich der Künstler in den Kreis, ließ sich einen recht muntern und wilden Haushahn bringen, der vorher schon eingefangen war, legte ihn in die Mitte des Kreises auf die Brust nieder, zog ihm hinten die Beine zurück, den Hals aber vorne hinaus, daß der Schnabel fest auflag. Im Anfange widersetzte sich das Thier, aber endlich fügte es sich in diese

Lage. Sobald er dies merkte, nahm er ein Stückchen Kreide, bestrich damit den Schnabel, daß er weiß wurde, und dann fuhr er mit der Kreide vom Schnabel fort, und zog damit auf dem Boden einen starken Strich etliche Ellen lang. Hierauf that er die Hände vom Hahne weg, und trat aus dem Kreise. Der Hahn blieb ohne alle Bewegung liegen, und sah mit unverwandtem Auge erstaunt lange auf den Kreidenstrich hin, so lange sich die Umstehenden ruhig verhielten. Endlich bemerkte er aber seine Freiheit und lief davon, der Künstler rief ihm nämlich zuvor zu, daß er aufstehen sollte um den Zuschauern weiß zu machen, als ob er auf seinem Befehl aufstünde.

16.

Wie man an ein auf den Rand eines Tisches gelegtes Messer einen Theekessel hängen kann.

Das Messer wird mit dem Stiele an das Ende eines Tisches gelegt, so daß die ganze Klinge über den Tisch absiehet. Wollte man an die Klinge einen Theekessel mit seinem Biegel hängen, so würde derselbe, seiner größern Schwere wegen, mit dem Messer herunterfallen. Wenn

man aber den Theekessel ohne Decke mit seinem Biegel auf der Klinge bis an den Tisch aufschiebt, und ein rundes Stück Holz, das vom Boden des Kessels bis an die durch den Biegel hervorragende Klinge reicht, und so lang ist, daß es zwischen die erwähnten beiden Punkte recht eingeklemmt werden muß, gleich einer Stütze aufgestellt, so wird der Kessel ohne Unterlage am Messer hängen bleiben.

17.

Zu machen: daß ein bestimmtes Messer unter mehrern, ohne dasselbe anzurühren, aus einem Becher herausspringe.

Man braucht hierzu eine etwas starke, stählerne, breite Feder, oder ein Stück von einer starken breiten Uhrfeder, von der Größe, daß man es in einer Hand verbergen kann. Das eine äußere Ende derselben muß aber etwas höher stehen, als das andere, und einige Löcher haben. Wenn man nun Gebrauch davon machen will, so drebt man das höher stehende Ende mit den Löchern unter das andere nieder, steckt ein kleines Stückchen harte Brodrinde dazwischen, und legt diese so vorbereitete Feder unver-

merk in einen etwas hohlen Becher, jedoch so, daß die Seite mit den Löchern und dem Brode obenauf kommt. Hierauf nimmt man von einigen Personen ihre Messer, steckt sie alle einzeln in den Becher, so, daß nur eins und das andere davon, welches man heraus springen lassen will, ganz unvermerkt mit seiner Spitze in die Löcher der Uhrfeder zu stehen komme; die übrigen aber, die im Gefäße bleiben sollen, werden bloß auf den Boden des Gefäßes neben der Feder gesteckt.

Nach dieser Vorbereitung sagt man, wenn man wie ein Taschenspieler verfahren will, daß diejenige Person, die eine gewisse Karte aus dem Spiele herausgezogen hat, ihr Messer aus dem Gefäße herausspringen werde. Man kann sodann einen Kreis um das Gefäß machen, und gießt etwas kochendes Wasser in dasselbe, wovon nach einer kleinen Weile die Brodrinde erweicht, und durch die dann losschnellende Feder das Messer, welches in einem Loche derselben steckte, in die Höhe herausgeworfen werden wird.

18.

Wasser, dem Anscheine nach, in Brandwein zu verwandeln.

Wenn man einige Freunde durch diesen Spaß täuschen will, so giebt man ihnen erstlich das Wasser in einer Flasche zu kosten, um sich zu überzeugen, daß wirklich darin nichts anders, als Wasser befindlich ist. Dann füllt man ein kleines Glas, das ohngefähr 3 bis 4 Löffel voll Wasser enthalten kann und einen engen Hals hat, ganz voll. Sodann muß man schon eine Obertasse mit starkem Brandwein angefüllt, bei der Hand haben. Hierauf hält man das Glas mit dem Zeigefinger zu, wendet es um, steckt den Hals in den Brandwein, der sich in der Tasse befindet, zieht alsdann den Finger unten ab, und erhält es so mit der Oeffnung stets untergetaucht ohngefähr 3 bis 4 Minuten. Sodann fährt man mit dem Finger wieder unter das Glas, hält dessen Oeffnung damit zu, zieht es in die Höhe, und wendet es um. Nun kann man es jedermann zu kosten geben, und das Wasser wird sich in Brandwein verwandelt zu haben scheinen, weil sich nun wirklicher Brandwein darin befinden wird.

Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß das Wasser schwerer, als der Brandwein ist. Indem also das mit Wasser angefüllte Glas umgewandt mit seiner Oeffnung unter den Brandwein getaucht wird, so fließt das Wasser nach seiner Schwere aus, drückt sich unter dem

Brandwein zu Boden, und an seine Stelle steigt der Brandwein in das Glas hinauf, als ein leichterer Körper, der vom schwerern aus seiner ersten Stelle vertrieben worden ist. Gebraucht man statt einer Tasse ein Weinglas, und stellt dieses gegen das Licht, so kann man die Ortveränderung beider Flüssigkeiten mit Augen beobachten. Noch sinnlicher ist der Erfolg, wenn man den Brandwein vorher gefärbt hat.

IV.

Merkwürdige und unterhaltende Geschichten.

1.

Geschichte eines wilden Mädchens.

In Frankreich wurden im Jahre 1731 zwei Mädchen von ungefähr 9 bis 10 Jahren von einem Edelmanne, der eben auf der Jagd war, zufälliger Weise im Wasser gesehen. Er hielt sie anfangs in der Entfernung für Wasserhühner, und schoß auf sie. Sie wichen aber dem Schusse aus, indem sie sogleich untertauchten. An einer andern Stelle kamen sie wieder ans Ufer. Hier sah er denn, daß es zwei Mädchen waren.

Sie brachten eine Menge Fische ans Ufer, welche sie abwuschen, mit den Vorderzähnen zerrissen und verschluckten. Als sie vom Ufer weggiengen, fand das eine Mädchen einen Rosenkranz, den vermuthlich ein Reisender verloren haben mochte. Sie betrachtete ihn mit vieler Freude und schrie und sprang damit umher. Ihre Gespielinn wollte den Rosenkranz auch sehen, aber jene bedeckte ihn mit der Hand. Diese schlug sie aber mit einer Art von Keule so derb auf die Hand, daß sie dieselbe nicht mehr bewegen konnte; mit der andern Hand aber versetzte sie zur Vergeltung ihrer Beleidigerinn einen solchen Schlag mit einer ähnlichen Keule auf den Kopf, daß diese mit großem Geschrei auf die Erde fiel. Die Siegerinn machte sich aus dem Rosenkranze ein Armband, hatte aber doch so viel Mitleid mit ihrer Gespielinn, daß sie ihre Wunde mit einer abgezogenen Fischhaut bedeckte, und mit einem Streifen Baumrinde verband. Sie giengen hierauf von einander. Die Verwundete nahm ihren Weg nach dem Flusse, und man hat seitdem nichts wieder von ihr gesehen. Die Siegerinn aber gieng nach dem benachbarten Dorfe. Die abergläubischen Einwohner des Dorfs fürchteten sich vor dieser seltsamen Gestalt, denn die Wilde hatte eine schwarze Farbe und war nothdürftig mit Fellen und Lumpen bedeckt. Man hetzte einen großen Hund auf sie,

allein sie erwartete seinen Anfall ohne von der Stelle zu weichen, und versetzte ihm mit der Keule einen solchen Schlag auf dem Kopf, daß er augenblicklich todt zu ihren Füßen sank. Man verschloß vor ihr die Thüren um sie nicht ins Haus zu lassen, und so war sie denn genöthigt, wieder aufs Feld zu gehen, wo sie auf einen Baum kletterte und darauf einschlief.

Der Edelmann befahl, man sollte die Wilde fangen. Er ließ ihr unter dem Baum, wo sie saß, einen Eimer voll Wasser setzen, weil er glaubte, daß sie durstig sei, um sie dadurch herabzulocken. Als sie erwachte, sah sie sich vorsichtig um, stieg herunter und trank. Weil sie sich aber nicht sicher glauben mochte, kletterte sie bis auf den höchsten Gipfel des Baums. Man lockte sie endlich durch eine Frau herunter, die mit einem Kinde auf dem Arme in der Gegend des Baums spatzieren gieng, und der Wilden Fische und Wurzeln vorhielt. Durch diese Einladungen stieg sie endlich herunter. Die in dem Hinterhalte versteckten Leute sprangen sogleich hervor, ergriffen das Mädchen und führten es nach dem Schlosse des Edelmanns. Man führte sie hier zuerst in die Küche, wo sie sogleich über einiges Federwildpret herfiel und es verzehrte. Man gab ihr ein Kaninchen, dem sie das Fell abzog und das Fleisch verschlang.

Die schwarze Farbe, war nicht ihre eigenthümliche; denn als man sie einigemal gewaschen hatte, so zeigte sich ihre natürliche weiße Farbe. Ihre Hände waren übrigens wohlgestaltet, nur waren die Finger und besonders die Daumen ungemein stark, welches ohne Zweifel dem häufigen Klettern auf Bäume zuzuschreiben war. Sie konnte sich wie ein Eichhörnchen von einem Baume zum andern schwingen.

Das Mädchen wurde hierauf einem Schäfer in die Kost gegeben, dem man die sorgfältigste Aufsicht empfahl. Man nannte sie gewöhnlich, wegen ihrer Wildheit, das Thier des Schäfers; denn es kostete viele Mühe, sie etwas zahm zu machen. Sie war sehr geschickt, Löcher in die Mauern und in die Dächer zu machen, und konnte durch so kleine Löcher kriechen, daß Augenzeugen kaum begreifen konnten, wie es möglich sei. Auf den Dächern lief sie, wie auf der Erde umher. Einmal entwischte sie bei einem schrecklichen Schneegestöber und Glatteise und man fand sie, nach langem Suchen, auf freiem Felde auf einem Baume sitzend.

Nichts war erstaunlicher, als ihr behendes und flüchtiges Laufen. Ihr Lauf bestand nämlich in einem gleichsam fliegenden Trippeln. Die Füße bewegten sich so schnell, daß man kaum ei-

ne Bewegung daran wahrnehmen konnte. Viele Jahre nach ihrer Gefangenschaft konnte sie noch ein Wild im vollen Laufe einholen. Sie verfolgte die aufspringenden Hasen und Kaninchen und haschte sie in kurzer Zeit.

Eben so bewundernswürdig war die Fertigkeit ihrer Augen. Sie konnte beinahe ohne den Kopf zu drehen, in einem Augenblicke nach allen Seiten um sich her sehen, welches ihr auch in ihrer Wildheit zu ihrer Sicherheit und zu ihrem Unterhalte sehr nöthig war. In ihrem rohen Zustande hatte sie statt der Sprache ein bloßes wildes Geschrei, welches schrecklich klang, wenn sie zornig war. Lange nachher hatte ihre Sprache noch etwas Wildes, Abgebrochenes und Kindisches. Uebrigens aber zeigte sie nachher, als sie einige Bildung angenommen hatte, ein aufgewecktes muntres Wesen.

Der Genuß des rohen Fleisches und der rohen Kräuter war ihr sehr schwer abzugewöhnen. Ihr Magen konnte keine gekochten Speisen vertragen, und sie verfiel dadurch aus einer Krankheit in die andre, ob man ihr gleich auch mitunter rohe Speisen gab.

Anfangs machte sie drollige Streiche. Der Edelmann hatte einmal eine große Gesellschaft

bei sich, und die kleine Wilde war auch dabei. Unter allen Gerichten, die auf die Tafel kamen, stand ihr keins an. Sie lief daher geschwind fort, fieng sich in den nächsten Gräben und Teichen eine Schürze voll lebendiger Frösche, eilte damit ins Schloß zurück, und legte Jedem einen Frosch auf den Teller. Die Frösche hüpften zum großen Entsetzen der Gäste auf dem Tische umher. Das Mädchen wunderte sich sehr über die Geringschätzung eines Gerichtes von so gutem Geschmacke, haschte die Frösche wieder zusammen, um sie wieder auf den Tisch und die Teller zu werfen.

Endlich ward sie getauft, und erhielt den Namen: le Blanc. Sie war wegen veränderter Lebensart oft kränklich, und lebte als der Edelmann gestorben war, in einem Kloster.

2.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Friede gemacht hatte, und seiner Dienste nicht mehr bedurfte. Der Mann gerieth dadurch in große Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er

gieng daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben möchte. Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach, für ihn zu sorgen, und bat ihn, des Mittags bei ihm zu essen.

Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr künstlicher Art hervor. Jedermann bewunderte sie als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie gieng von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum. Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder eine Prise nehmen: aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und einer von den Gästen meinte, es könne sie wohl Jemand von ihnen in Gedanken eingesteckt haben. — Jeder durchsuchte seine Taschen, aber keiner sagte, daß er sie gefunden habe. Ein Anderer von den Gästen that den Vorschlag: es müßte der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstünde und seine Taschen vor Jedermanns Augen umkehrte. Er selbst machte den Anfang.

Alle andre folgten seinem Beispiele. Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, eben dasselbe zu thun.

Man sagte ihm er würde dadurch sich sehr verdächtig machen: aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bei seiner Weigerung. Keiner zweifelte nun, daß er der Dieb wäre, und alle sahn ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug dies mit Geduld, und gieng nach aufgehobner Tafel nach Hause. Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen will, findet er die vermißte Dose in dem einen Schooße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes; und gab Befehl, daß man am folgenden Morgen den Offizier wieder zu ihm nöthigen sollte.

Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offnen Armen entgegen gieng, erzählte ihm die Geschichte der wieder gefundenen Dose. Hierauf bat er ihn, er möchte ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Taschen nicht habe umkehren wollen?

Jetzt antwortete der Offizier, da wir allein sind; kann ich sie Ihnen wohl sagen: gestern

konnte ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere seyn möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte. Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterweges eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, um mir andre Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde Jedermann gesehen und mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuem, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten; und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sei, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen werde.

* * *

Der Schein betrügt: Es ist besser, Andre für zu gut, als für zu schlimm zu halten.

3.

Ein Schiff mit Wolle beladen, fuhr von Hamburg ab, um, ich weiß nicht wohin? zu segeln. Der innre Raum desselben war so vollgepackt, daß man ein Paar große Wollsäcke oben auf dem Verdecke lassen und daselbst mit Stricken befestigen mußte. Man fuhr mit gutem Winde die Elbe hinunter, aber kaum hatte man das offne Meer erreicht, als sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, der das Schiff hin und her schleuderte. Es bekam dadurch einen Leck, der so groß war, daß das hereinstürzende Wasser durch Pumpen nicht wieder hinausgeschaft werden konnte. Das Schiff fieng also an zu sinken.

Ein junger Schifferbursche befand sich gerade oben auf dem Verdecke, da das Schiff zu Grunde gehen wollte, und in dem Augenblicke hatte er so viel Besonnenheit, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff gieng

darauf unter, und der junge Mensch ritt auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen. Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hoffnung zur Rettung übrig; weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermeßliche Meer fortgetrieben würde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken; dennoch hielt er es für Pflicht, sein Leben so lange zu erhalten, als es ihm nur möglich seyn würde.

Schon hatte er zwei Tage und Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine so schreckliche Weise vom Hunger gequält ward, daß er endlich ein Loch in den Wollsack kratzte, und von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Fett heraus zu saugen. So eckelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel auch war, so diente es ihm doch zu einiger Erquickung.

Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit schnellen Schritten sich heranzunahen; als sich plötzlich zu seiner unbeschreiblichen Freude in der Ferne ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzusegeln schien. Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft und das Schiff segelte wirklich heran; die darauf be-

findlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus, um ihn abzuholen. Ausgehungert und ganz entkräftet wurde er ins Boot gebracht.

Der Kapitän brauchte die nöthige Vorsichtigkeit, ihm anfangs nur ein wenig Schiffszwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußte er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Portion Speise gereicht, worauf er abermals sich wieder zu Bette legen mußte. Durch diese abwechselnde Erquickung durch Speise und Schlaf ward der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt. Gesund und munter trat er in Hamburg ans Land und am folgenden Tage schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein.

4.

In einem Dorfe im Herzogthume Mecklenburg Schwerin wohnten ein Schulmeister und ein Leinweber nebeneinander. Der letztere hieß Tein. Beide führten ein kümmerliches Leben, denn ihr Verdienst war sehr klein, so, daß sie nur mit genauer Noth sich und ihre Kinder davon ernähren konnten. Und Tein hatte viel

Kinder. Gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliche Gutmüthigkeit machten, daß sie gute Nachbarschaft und Freundschaft miteinander hielten. Die Kinder ahmten den Aeltern nach. Sie waren immer beisammen, und es war den Aeltern durch die Länge der Zeit so zur Gewohnheit geworden, daß sie glaubten, als gehörten ihnen die Kinder alle gemeinschaftlich zu.

Diese beiden Familien standen einander in Ansehung der nöthigen Bedürfnisse treulich bei, und sie hatten sich auf diese Art manches Jahr geholfen, als des Schulmeisters Frau starb. Dieser Verlust gieng ihnen allen sehr nahe, und der herzliche Antheil, den Tein mit seiner Familie daran nahm, vereinigte diese Leute noch mehr. Der Schulmeister hatte zwar nur zwei Kinder, allein das Eine war nicht nur beständig kränklich, sondern auch so gebrechlich, daß es immer die Hülfe eines Andern bedurfte. Teins Frau nahm sich nach dem Tode der Schulmeisterinn desselben so an, daß es kaum den Verlust seiner leiblichen Mutter fühlen konnte.

Der Schulmeister entschloß sich endlich, wieder zu heirathen. Er machte seinen Vorsatz bekannt, und er wurde gebilligt. Man sann nun gemeinschaftlich auf eine eben so gute Frau, als die erste gewesen war, und die, wo möglich, auch seine Umstände etwas verbessern könnte.

Die Wahl fiel endlich auf des Jägers Tochter im benachbarten Dorfe, und die Hochzeit wurde schon auf einen gewissen Tag festbestimmt. Der Schulmeister hatte überlegt, daß, wenn seine Braut und sein Schwiegervater zu ihm kämen, er ihnen doch ein bischen warmes Essen vorsetzen müßte. Er hatte aber jetzt keinen Stück Holz im Hause; nahm also sein Beil, sagte dem Nachbar Tein seine Absicht, und gieng allein ins Holz, um sich ein bischen trocknes Holz hin und wieder abzuhauen. Es wurde Abend, es wurde Nacht und der Schulmeister kam nicht wieder. Tein befremdete dies, weil ihm der Schulmeister nicht gesagt hatte, daß er die Nacht ausbleiben würde. Er vermuthete indeß, daß sein Schwiegervater ihm vielleicht im Gehölz begegnet wäre, und ihn mit sich nach Hause genommen hätte.

Den andern Morgen kamen des Schulmeisters Braut und ihr Vater, ihn zu besuchen. Sie fanden ihn nicht, und fragten also den Nachbar Tein nach ihm. Dieser wurde äußerst bestürzt, und erzählte ihnen, was ihm der Schulmeister gesagt hätte. Man entschloß sich, augenblicklich ins Holz zu gehen und ihn aufzusuchen, weil er sich vielleicht verirrt haben möchte.

Allein welch ein gräßlicher Anblick! Der Schulmeister war auf einen Baum gestiegen, um

sich einen starken trockenen Ast abzuhauen; hatte aber eine so unvorsichtige Stellung genommen, daß der Ast ihm aufs Genicke gefallen war, und er, von demselben zerquetscht im Baume hieng.

Das Geschrei, Weinen und Wehklagen der Gesellschaft dauerte eine Weile fort, bis Tein sagte: Laßt uns Hand anlegen, daß wir den Unglücklichen herunterbringen. Ich kann die gräßliche Gestalt nicht länger sehen, und will nicht, daß andere ihn so sehen sollen.

Man trug den todten Körper nach Hause, und berichtete den Vorfall an das Amt. Dieses ließ vor der Hand das bischen Hausgeräthe des Schulmeisters in Sicherheit bringen, und überließ dem ehrlichen Tein, der es sich ausgebeten hatte, die Kinder bis auf weitere Verordnung, die in der nächsten Woche gemacht werden sollte.

Ein Paar Tage drauf kam Tein in die Stadt, gieng zum Amtmann und bot demselben ein Geschenk an, das freilich nur sehr klein war, aber doch aus solchen Dingen bestand, die er selbst brauchen konnte; und dies Geschenk deswegen, damit er ihm die Kinder seines unglücklichen Nachbars nicht nehmen möchte; er wollte sie gern umsonst erhalten und erziehen, und wenn er ja glaubte, daß das nicht angienge, oder

ihm zuviel werden möchte; so bäte er ihn um Gotteswillen, ihm doch nur nicht das gebrechliche Kind zu nehmen.

Der Amtmann, der nie gewohnt war, von seinen Untergebenen Geschenke anzunehmen, wurde durch diese seltne Gutherzigkeit und Großmuth gerührt. Er drückte dem edlen Tein die Hand, und versprach, daß wenigstens das gebrechliche Kind bei ihm bleiben sollte. Das ihm angebotene Geschenk gab er mit etwas Geld zurück und verlangte von Tein, daß er zu ihm kommen sollte, so oft er fernere Unterstützung nöthig habe.

5.

Ein reicher französischer Edelmann, welcher vor der Revolution in Frankreich sehr ansehnliche Landgüter besaß, war ohne seine Schuld so unglücklich, daß ihm alle seine Güter von seinen eigenen Landsleuten verheert und seine Schlösser nicht nur geplündert, sondern hernach auch sogar verbrannt wurden. Durch die Treue seiner Bedienten, und durch die Klugheit seiner Frau gelang es ihm aber, den größten Theil seines baaren Geldes, seiner Juwelen und andrer Kost-

barkeiten zu retten. Mit diesem Ueberreste seines Vermögens begab er sich in eine entfernte Gegend von Frankreich, wo er sich ein kleines Landgut kaufte, zu welchem etwas Feld und ein ansehnlicher Garten gehörte, mit deren Anbau er sich die Zeit vertrieb.

Hier lebte er einige Zeit unter einem fremden Namen mit seiner Gattinn und seinem Sohne sehr ruhig. Von seinen ehemaligen vielen Bedienten hatte er nur seinen alten Kammerdiener, von dessen vieljähriger Treue er vollkommen überzeugt war, behalten. Die Aufsicht über seinen Sohn führte er selbst, und ertheilte ihm auch den nöthigen Unterricht; weil er nicht nur in seinen jüngern Jahren mit Erlernung der vorzüglichsten und nützlichsten Wissenschaften sich sehr fleißig beschäftiget, sondern auch hernach seine Kenntnisse immer mehr erweitert hatte.

Die glückliche Ruhe aber, die er hier genoß, dauerte nicht viel länger, als ein Jahr. Die Gegend, wo er wohnte, wurde, wegen der vielen sich daselbst aufhaltenden Räuber unsicher. Er füllte daher seinen eisernen Geldkasten, in dem er bisher sein baares Geld und seine vornehmsten Kostbarkeiten verwahrt hatte, mit etwas Silbermünze, Papiergelde und andern Sachen an, die keinen großen Werth hatten. Die Ju-

wesen aber nebst dem Gelde und andern Sachen von großem Werthe vergrub er unter die Dielen seines Schlafzimmers, welches sich unten auf der Erde befand. Ueber diesen Ort, wo er alles vergraben hatte, wurde sein Bette gesetzt, so, daß Niemand eine Spur davon bemerken konnte.

Außer seiner Frau und dem Bedienten wußte anfänglich Niemand, wo er seine Schätze vergraben hatte, und so lange dieses Geheimniß nur drei Personen bekannt war, gieng alles nach Wunsch.

Einige Zeit darauf kam eine Schaar von mehr als dreißig räuberischen Buben, überfielen ihn unvermuthet, und forderten ihm unter den fürchterlichsten Drohungen alle Schlüssel ab. Er gab sie ihnen auch gleich ohne Widerrede hin und sie öffneten damit alle Thüren, Schränke und übrigen Behältnisse. Selbst in dem Keller machten sie überall Gruben, um zu sehen, ob nicht hie und da etwas vergraben wäre. Den Ort aber, wo die wichtigsten Sachen verborgen waren, entdeckten sie nicht.

In einigen Monaten erhielt er wieder einen so unangenehmen Besuch, der sich nicht besser, als der erste aufführte, doch eben so wenig, wie

jener den Ort entdeckte, wo die besten und kostbarsten Sachen vergraben waren. Seine Gattin starb aber bald nach dieser zweiten Plünderung an den Folgen einer Krankheit, die ihr das Schrecken über das von den Räubern angelegte Feuer, welches aber bald gelöscht wurde, zugezogen hatte.

Nun hielt es der Edelmann für nöthig, seinem Sohne den Ort zu entdecken, wo er seine Kostbarkeiten vergraben hatte; weil er ihm doch, als einem zehnjährigen, verständigen und folgsamen Knaben die nöthige Verschwiegenheit zutrauete, zumal da er es ihm leicht begreiflich machen konnte, daß sein eignes Glück auf der Verschweigung des ihm anvertrauten Geheimnisses beruhe.

Einige Wochen hindurch blieb das Geheimniß in des Knaben Seele eben so vergraben, wie die Schätze des Vaters unter den Dielen der Schlafkammer. Aber auch nicht länger.

Einer von seinen Spielkameraden, dessen Vater in der Nähe ein sehr großes und schönes Landgut hatte, prahlte einmal gegen Alexandern (so hieß der Sohn des unglücklichen Edelmanns) mit den schönen Sachen und Kostbarkeiten, welche sein Vater hätte, und beklagte seinen jungen

Freund, daß er sich mit so schlechten Sachen, da er doch ein Edelmann wäre, behelfen müßte. Er sagte dies alles in einem solchen Tone, der Alexandern eine Verachtung anzudeuten schien, und seinen Stolz rege machte. Er gab ihm daher mit einer ziemlich vornehmen Miene zur Antwort, daß er sein Mitleiden nicht nöthig hätte, weil es seinem Vater gar nicht an Kostbarkeiten fehlte, mit denen er aber nicht groß thun möchte; indem er es für klüger hielt sie an einem sichern Orte zu vergraben, als sie öffentlich zur Schau aufzustellen, und dadurch räuberisches Gesindel anzulocken.

Anfänglich nannte zwar der junge Alexander den Ort nicht, aber nach und nach entdeckte er auch diesen seinem Spielkameraden, obgleich mit dem Zusatze, daß er es ja Niemanden sagen möchte. Dieses versprach auch jener ohne Bedenken. Allein ungeachtet seines Versprechens erzählte er alles, was ihm Alexander anvertraut hatte. Die Sache wurde bekannt. Ein Bedienter von dem Vater jenes Knaben schwatzte davon in dem Wirthshause, und hier befand sich zu derselben Zeit gerade einer von den ungebetenen Gästen, die sich ein paarmal bei Alexanders Vater eingefunden hatten.

Bald darauf erhielt er einen dritten Anfall von den Räubern und zwar bei Nacht, weil

man bereits Anstalt gemacht hatte, den öffentlichen Plünderungen Einhalt zu thun. Die Räuber ließen nunmehr die eisernen Geldkasten nebst den übrigen Schränken uneröffnet, und begaben sich sogleich in das Schlafzimmer, um die Dielen unter dem Bette aufzuheben, und den verborgenen Schatz aufzusuchen, den sie auch gar bald — fanden. Der Besitzer, der sich nebst seinen Leuten bei den ersten Plünderungen ganz ruhig verhalten hatte, griff nunmehr nach seinem Gewehr, und erlegte zwar mit Beihülfe seines Kammerdieners drei der verwegensten Räuber, wurde aber doch von den übrigen, obgleich diesmal ihre Zahl nicht beträchtlich war, gar bald überwältigt und so stark verwundet, daß er den folgenden Tag nicht erlebte. Sein Kammerdiener hatte zwar auch viele Wunden erhalten, aber doch keine derselben tödlich und in wenigen Wochen war er völlig wieder hergestellt.

Diese Wiedergenesung des Kammerdieners war ein großes Glück für Alexandern. Denn da er sich durch seine Schwatzhaftigkeit den Verlust seines Vaters und seiner Schätze zugezogen hatte, so würde er in das größte Elend gerathen seyn, wenn er auch diesen treuen Diener seines Vaters verloren hätte. Dieser aber hielt es jezt für Pflicht; den Sohn seines Herrn nicht zu verlassen und blieb so lange bei ihm, bis er eine

Gelegenheit fand, das von seinem Herrn hinterlassene Grundstück auf eine vortheilhafte Art zu verkaufen, und den jungen Alexander bei einem rechtschaffenen Mann auf dem Lande, der ein Prediger war, in die Kost zu bringen. Hier hatte zwar der junge Mensch die unentbehrlichsten Bedürfnisse, aber doch fand er sehr oft Gelegenheit, seine Unbesonnenheit zu bereuen, weil er ohne dieselbe in eine unendlich bessere Lage gekommen seyn würde.

So oft er in der Folge mit schwatzhaften Knaben bekannt wurde, bewieß er durch sein Beispiel, was für schädliche Folgen die Schwatzhaftigkeit nach sich ziehen könnte, und wie nöthig es sei, die Kunst zu schweigen frühzeitig zu lernen.

6.

Einem Herrn wurde einst von einem seiner Bedienten ein silberner Becher entwendet. Sein Verdacht fiel gleich auf den jüngsten Bedienten. Ehe er ihm aber diesen Vorwurf machte, wollte er erst noch mehrern Grund zu diesem Verdacht haben, und hierzu brauchte er folgende List: Er ließ sein ganzes Hausgesinde zusammenkommen,

und erinnerte sie mit sanften Worten an die Treue, die sie ihm, ihrem Herrn schuldig wären. Versicherte ihnen aber dabei, daß, wenn sich einer von ihnen aus Unbedachtsamkeit an dem Becher vergriffen hätte und solchen insgeheim wieder zurück brächte, sein Name verschwiegen bleiben und kein Vorwurf weiter erfolgen sollte; und damit ließ er sie wieder von sich. Da sich aber nach einiger Zeit der Thäter nicht gemeldet hatte, so setzte er einen ganz berußten kupfernen Kessel umgekehrt in den Keller, ließ sein Gesinde wieder zusammenrufen und erklärte ihnen nunmehr, daß er, da seine Güte gemißbraucht worden wäre, nunmehr zu seinem größten Leidwesen zur Zauberei seine Zuflucht nehmen müßte, um denjenigen zu entdecken, welcher den Becher entwandt habe. Dabei machte er ihnen zuvörderst bekannt, daß sich unten im Keller, gleich neben der untersten Stufe linker Hand, ein beschworner Zauberkessel umgestürzt befände, welcher von außen stark berußt sei. Jeder von ihnen sollte nach einander in den Keller gehen und beide Hände über den Boden des Kessels wegstreichen; wobei er ihnen noch bedeutungsvoll befahl, daß jeder, sobald er den Kessel bestrichen, seine Hände gleich in die Tasche stecken müsse, und diese bei Vermeidung eines großen Unglücks weder selbst ansehen, noch einem andern sie besehen lassen dürfe, auch sogleich wieder vor ihm erschei-

nen sollte. Von dem Ausgange dieser bedenklichen Sache sagte er ihnen auch schon im Voraus, daß, wie er von dem weisen Manne gehört, diejenigen, deren Hände dabei rein und unberußt blieben, unschuldig wären.

Auf diesen Befehl gieng nun einer nach dem andern in den Keller; die Unschuldigen fuhren unverzagt mit beiden Händen stark über den rußigen Kessel weg; der Schuldige aber, gieng, um seine Hände am sichersten rein zu behalten, neben dem Kessel vorbei, ohne ihn anzurühren.

Als sie nun alle mit den Händen in der Tasche wieder in des Herrn Zimmer zusammengekommen waren, so befahl er ihnen allen, ihre Hände vorzuzeigen. Darunter war also keiner, der nicht berußte Hände hatte, als der Dieb; und diese Anzeige war nun dem Herrn genug, diesen für den Thäter zu erklären. Er drang also in ihn, und brachte es auch bald dahin, daß jener sein Verbrechen bekannte, und auf der Stelle aus dem Dienste gejagt wurde.

7.

In Polen war ein Salzbeamter von der **Spielsucht** so eingenommen, daß er alle sei-

ne Geschäfte bei Seite setzte, vom Morgen bis zum Abend, ja ganze Nächte durch, beim Spieltische schmachtete, und die höchsten Wagespiele mitmachte Aber er verlor auf einmal durch ein elendes Kartenblatt 2000 Dukaten Kassengeld, gerade den Tag vorher, da er es den Tag drauf an die Hauptkasse abliefern sollte.

Was that nun der Unglückliche! Er vergrub das übrige Geld der Kasse in seinem Hause, nahm die ledige Kasse, ließ den Kutscher anspannen, und fuhr dem Scheine nach, nach dem Orte zu, wo er das Geld abliefern sollte. In dem nächsten Walde erschoß er seinen Kutscher, hieb ein Pferd nieder, gab sich selbst einige leichte Stiche, brach den Kasten auf, streuete einige Dukaten umher, und schrie um Hülfe. Von ungefähr kam ein Husar geritten. Mit diesem lief er nach dem Orte hin, und zeigte an, daß er von den Räubern geplündert worden wäre. Sogleich wurden einige Husaren beordert, den Räubern nachzusetzen; zugleich aber ein Wundarzt herausgeschickt, die Wunden des Kutschers zu untersuchen. — Der arme Mensch war noch nicht ganz todt, sondern hatte sich erholt, daß er reden konnte. „Wie seid ihr denn zu dem Unglück gekommen? fragte ihn der Wundarzt. Wie viel waren der Räuber wohl?" — Räuber? Räuber? antwortete er. Ich habe keinen

gesehen. — „Wer hat euch denn geschossen?“ — Mein eigner Herr. Er muß toll geworden seyn. So viel ich mich besinnen kann, hat er auch das Pferd niedergehauen. — Ei! sagte der Wundarzt. Das ist nicht richtig. Das muß ich anzeigen. Dies geschah. Der Kutscher ward verhört. Der Beamte auch, der denn alles gestand, und seinen Lohn für seine schändliche That erhielt.

8.

In Hannover trug sich folgende Geschichte zu.

In einem Hause wurde ein Geldbeutel, mit einem Dukaten, einem halben Louisd'or und einiger kleiner Münze vermißt. Weil niemand, als eine Magd, in der Stube gewesen war; so mußte es auch diese gethan haben. Man stellte sie zur Rede, aber man konnte ihr nichts beweisen. Kurz darauf kamen auch zwei silberne Theelöffel weg. Nun war ganz gewiß ein heimlicher Dieb im Hause. Wahrscheinlich genug war es; nur noch nicht gewiß. Die Magd wurde unter einem andern Vorwande ihres Dienstes entlassen, weil man einmal Argwohn gegen sie

hatte. Was geschah? Einige Zeit nachher wurde die Ziege kränklich, die immer im Hause, auch in der Stube hatte herumgehen dürfen. Sie wurde daher an einen Juden verkauft. Als das Thier geschlachtet wurde, fanden sich die silbernen Löffel und der Beutel mit dem Gelde im Magen – ganz mit Schleim überzogen. Diese Thiere haben die Gewohnheit an sich, alles zu benaschen, und zu verschlingen, was ihnen vorkommt. Der ehrliche Jude schickte alles wieder hin, wie er es gefunden hatte. Die Ziege war also der Dieb gewesen. Wer hätte das denken sollen?

9.

Nahe bei einer großen Stadt lebte einmal ein Gärtner, der äußerlich ehrlich schien, mit den Seinigen fleißig arbeitete, und sich Gärten, Aecker und Wiesen ankaufte, daß Niemand begreifen konnte, woher der Mann das Geld bekäme. Jedermann hielt ihn für ehrlich, weil er keinen Sonntag die Kirche versäumte. Im Grunde aber war dieser scheinfromme Mann ein Erzdieb und Räuber. Alles was er besaß, hatte er sich durch Felddieberei zusammengestohlen.

Dieses Handwerk hatte er schon viele Jahre getrieben, und dadurch war er reich geworden. — Aber wie sonderbar kam es heraus. Bei seinen Diebereien mußten ihm seine Leute behülflich seyn. Diese schwiegen, weil sie reichlich davon bekamen. Er hatte einen Lehrjungen bekommen, diesen wollte er nun auch zu seinen Felddiebereien abrichten. Der Junge aber versah etwas, bekam Schläge, und lief davon. Dieser entdeckte den ganzen Handel dieses Mannes, und er wurde hart bestraft.

10.

In Paris gieng einmal ein armer Mäurergeselle von der Arbeit des Abends nach Hause. Er begegnete einer alten Frau. Kommt mit mir da oben auf meine Stube, sagte sie zu ihm; ihr sollt mir etwas arbeiten. Sie führte ihn bis in das vierte Stockwerk. Hier mußte er ihr ein Loch in die Mauer machen, in welches sie, wie sie vorgab, ein Schränkchen einpassen wollte. Sie bezahlte ihn und ließ ihn gehen. Er vergaß die Sache. Nach anderthalb Jahren gieng er ohngefähr wieder durch die Straße. Da fiel es ihm ein. Er sah' in die Höhe, und es hieng

ein Zettel heraus: „Hier oben ist eine Stube zu vermiethen.“

Er ließ sich die Stube zeigen, und es war eben dieselbe, wo er das Loch in die Wand hatte machen müssen; aber es war kein Schrank in der Wand; sondern das Loch war zugemauert, und überweißt. Die arme Frau, hieß es, die sie gehabt hat, ist vor ein paar Tagen gestorben, und man hat ihr Bette verkaufen müssen, sie zu begraben.

„Halt! dachte er, dahinter muß etwas anders stecken, und miethete die Stube. Gleich in der ersten Nacht öffnete er das Loch in der Wand und was fand er? Einen großen Topf mit Louisd'oren.

Durch den Geitz der alten Frau wurde er in einem Augenblicke ein reicher Mann, woran weder sie noch er, gedacht hatten.

11.

Auf einem gewissen Dorfe, nicht weit von Magdeburg, wird auf dem Felde eine ermordete

Frauensperson gefunden, deren Mörder aber man nicht entdecken kann. Man hatte zwar Verdacht auf einen gewissen Menschen im Dorfe; man konnte es ihm aber mit nichts beweisen.

Der Prediger des Orts geht auch aufs Feld, um die Stelle zu besehen, wo die Mordthat geschehen war. Hier findet er noch die mit Blut bespritzten Steine. Einen solchen Stein nimmt er mit nach Hause. Hierauf läßt er alle Mannspersonen des Dorfs in sein Haus kommen. Mitten in der Stube auf einem Tische liegt der mit Blut bespritzte Stein.

Der Prediger trat hin, nahm den blutigen Stein in die Hand und zeigte ihn allen Anwesenden. Seht hier alle den Stein, sagte er mit Thränen und Nachdruck, an welchem noch das Blut der Ermordeten aus unsrer Gemeine klebt. Könnte dieser Stein reden; er würde den grausamen Mörder bald nennen. Unter uns muß er seyn, der Mörder. Das weiß ich gewiß. Vielleicht mit in dieser Stube. Der Stein — das Blut daran weiset auf ihn hin. — Wer unter euch ein gutes Gewissen hat, der nehme diesen mit Menschenblut befleckten Stein, in seine Hand, wie ich es mache, und spreche: „Ich bin unschuldig an diesem Blute.“

Dies geschah. Der Prediger zuerst. Die andern folgten, einer nach dem andern.

Als die Reihe an den Thäter kam, den die Uebrigen alle schon scharf ansahen; so ward er blaß, und zitterte an Händen und Füßen.

Als er eben zugreifen und den Stein aufheben wollte, fuhr er zurück, und schrie: Was soll ich's leugnen? Ich hab' es gethan. Das Blut zeugt wider mich. Gott sei mir armen Sünder gnädig!"

V.

Sprüchwörter und Denksprüche.

1.

Schaden macht klug, aber zu spät.

2.

Gebrannte Kinder scheuen das Feuer.

3.

Allzuviel ist ungesund.

4.

Mäßigkeit bewahret vor Krankheit.

5.

Arbeit bringt Ehre.

6.

Gesund seyn ist besser als reich seyn.

7.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

8.

Aller Anfang ist schwer.

9.

Das Werk lobt den Meister.

10.

Thue keine vergebliche Arbeit.

11.

Böse Arbeit, schlechter Lohn.

12.

Flieh die Lust, worauf Unlust folgt.

13.

Was Hänschen nicht lernt, wird Hans nicht wissen.

14.

Thue nichts Böses, so wiederfährt dir nichts Böses.

15.

Jung gewohnt, alt gethan.

16.

Es darf kein Tag vergehn,
wo nicht was Gut's geschehn.

17.

Alles mit Bedacht.

18.

Eile mit Weile.

19.

Aufschub bringt Gefahr.

20.

Wie du säest, wirst du ärndten.

21.

Krümchen sind auch Brod.

22.

Wer Andern Gruben gräbt, fällt selbst hinein.

23.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

24.

Es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun.

25.

Treue Hand geht durchs ganze Land.

26.

Ehrlichkeit währt am längsten.

27.

Wie gewonnen, so zerronnen.

28.

Wer einmal gelogen hat, dem glaubt man selten wieder.

29.

Wer Ehre verliert, hat Alles verloren.

30.

Flieh die Undankbarkeit.

31.

Uebermuth thut niemals gut.

32.

Hochmuth kommt vor dem Fall.

33.

Man kann nicht fliegen, ehe die Federn gewachsen sind.

34.

Hoffarth muß Zwang leiden.

35.

Wer hoch steigt, der fällt tief.

36.

Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

37.

Ein Jeder hat seine Fehler.

38.

Wer das Beste zur Sache redet, von dem redet man wieder das Beste.

39.

Was dich nicht angeht, darum bekümmere dich nicht.

40.

Auf einen trüben Morgen, folgt ein heitrer Abend.

41.

Leiden währt nicht immer,
Ungeduld macht schlimmer.

42.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

43.

Wer zu viel redet, der redet selten viel Gutes.

44.

Wenn Jemand Böses thut, so hasse nur die That,
den Menschen hasse nicht, der sie begangen hat.

45.

An Gottes Seegen ist alles gelegen.

46.

Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus.

47.

Nicht mehr thun, ist die beste Reue.

48.

Ein weises Herz und froher Muth,
ist besser, als viel Geld und Gut.

49.

Artigkeit sei deine Freude,
sie ziert mehr, als Gold und Seide.

50.

Ein Bäumchen trug schon jung und zart
viel Früchte von der besten Art;
seid Kinder diesem Bäumchen gleich,
seid stets an allem Guten reich.

51.

Was heute geschehen kann, verschiebe nicht auf Morgen.

52.

Besser ist es einsam seyn,
als sich mit den Bösen freun.

53.

Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

54.

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.

55.

Mache dich beliebt, thu' Allen,
was erlaubt ist, zu Gefallen.

56.

Lieb' und Dankbarkeit gefällt,
Undank haßt die ganze Welt.

57.

Ohne sanfte, gute Sitten,
ist man nirgends wohlgelitten.

58.

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
denn es fühlt, wie du, den Schmerz.

59.

Schone deine Kleider sehr,
Reinlichkeit bringt Gunst und Ehr.

60.

Willst du dich Andrer Beifall freun,
so lern zuerst bescheiden seyn.

61.

Wer nicht thut nach guten Lehren,
diesem nützt nicht, sie zu hören.

62.

Gute Sprüche, weise Lehren,
muß man üben nicht blos hören.

V.

Räthsel.

1.

Was ist bei der Mahlzeit das unentbehrlichste?

(Der Mund.)

2.

Ich trag das Fell von manchen Thieren,
bin kurz und lang, rund, groß und klein,
man liebt mich nur, um nicht zu frieren;
Im Sommer muß ich oft ein Raub der
Würmer seyn.

(Der Muff.)

3.

Ich führe Brücken über die Seen,
doch muß man drauf vorsichtig gehen;

O! welche Freude haben
nicht über mich die Knaben.

(Das Eis.)

4.

Ich diene in der Küche und in der Kirche. Auf meinen Hauch ertönen Stimmen, und das Feuer geräth in Flammen.

(Der Blasebalg.)

5.

An Form bin ich ganz kugelrund,
durchscheinend, leicht und herrlich bunt:
ein langer Hauch erzeuget mich,
ein schneller Hauch vernichtet mich.

(Die Seifenblase.)

6.

Sehr wenig ißt man ohne mich
und doch ißt man nicht leicht alleine mich.

(Das Salz.)

7.

Welcher Mensch lebt vom Winde?

(Der Windmüller.)

8.

Was geht schwarz in die Küche, und kommt roth wieder heraus?

(Der Krebs.)

9.

Oben spitzig, unten breit,
durch und durch voll Süssigkeit,
weiß von Leibe, blau von Kleide,
zarter Mäuler große Freude.

(Der Zuckerhut.)

10.

Ich lasse mir nicht bloß an meinen Federn gnügen;
ich brauch auch fremde Kraft, die Lüfte zu durchfliegen.

(Der Federball.)

11.

Willst du dich vor Gefahren
bei Sturm und Wind in Finsterniß verwahren,
so nimm mein Häuschen wahr, das dir zu Dienste steht,
und wenn du willst, selbst mit dir geht.

(Die Laterne.)

12.

Es folgt uns stets, doch nur bei Licht
und schnell verschwindet es, so bald's an dem gebricht.

(Der Schatten.)

13.

Mein Licht bringt Ruhe.

(Der Mond.)

14.

Zwei Löcher hab' ich,
zwei Finger brauch ich:
So mach ich Lang' und Großes klein,
und trenne, was nicht soll beisammen seyn.

(Die Scheere.)

15.

Wer geht am spätesten zu Bette, und steht am spätesten auf? wird für jenes bezahlt, für dieses aber nicht?

(Der Nachtwächter.)

16.

Ich habe keinen sichern Ort,
das leichste Lüftchen trägt mich fort:
So dick ich bin, hascht man umsonst nach mir;
Mach' ja die Augen zu, sonst Leser schad' ich dir.

(Der Rauch.)

17.

Im Lenz erquick' ich dich,
im Sommer kühl' ich dich,

im Herbst ernähr' ich dich,
im Winter wärm' ich dich.

(Der Baum.)

18.

Ich bin glänzend, schön und rein:
aber schmutzig hinterdrein.

(Der Schnee.)

19.

Ich geh' niemals, wohin mich meine Nase
trägt.
Weh' dem! der nicht die Hand von hinten
an mich legt!

(Der Krebs.)

20.

Im Sommer nur erschein ich dir,
so schön' ich bin; so haschst du doch um-
sonst nach mir.

(Der Regenbogen.)

21.

Ich bin halb Finsterniß, halb Licht;
man sieht durch mich Etwas, und sieht es
nicht.

Der Nebel.)

22.

Wo haben die Meere und Flüsse kein Wasser, die Städte keine Häuser, und die Felder keine Früchte?

(Auf der Landkarte.)

23.

Wie ich bin, so bleib ich. Bin ich jung, so bleib ich jung; bin ich alt, so bleib ich alt; seh ich finster, so bleib ich finster; seh' ich heiter, so bleib ich heiter. Ich habe Augen — und sehe nicht; — Ohren, — und höre nicht; einen Mund — und rede nicht.

(Das Portrait.)

24.

Wer kann alle Sprachen reden?

(Das Echo.)

25.

Lieblich ist meine Nahrung; süß die Frucht meiner Arbeit; gefährlich meine Rache.

(Die Biene.)

26.

Der es macht, der will es nicht;
der es trägt, behält es nicht;

der es kauft, braucht es nicht;
der es hat, der weiß es nicht.

(Der Sarg.)

27.

Ich bin ein sehr verachtet Thier;
doch welchen Vortheil bring' ich dir!
die Ruh befördert dir mein Kleid;
an einem deiner liebsten Feste
bin ich die beste Kost der Gäste:
ein schlechter Theil von mir, giebt oft Unsterblichkeit.

(Die Gans.)

28.

Bald mit Zucker, bald mit Gift
bin ich, wie man will, gefüllet.
Ohne Schwerdstreich wird durch mich
mancher schwere Streit gestillet.
Ich entdecke die Gedanken;
bin bald rauh, bald mild, bald schön.
Mich kennt jeder Erdenbürger;
doch hat Keiner mich gesehn.

(Die Sprache.)

29.

Der Bauer sät's, die Erde trägt's: der Weber kriegt's: ein Jeder trägt's: der Müller

nimmt's, und giebt's an Andre zurück: dann bleibt's oder verliert sich beim Krämer, man weiß nicht wo? und wie?

(Das Papier.)

30.

Ich rede ohne Zunge,
ich schreie ohne Lunge;
ich nehme Theil an Freud und Schmerz,
und habe doch kein Herz.

(Die Glocke.)

31.

Welche Kinder können ihren Vater taufen sehen?

(Die Kinder eines Predigers.)

32.

In welchem Lande säet man Rüben?

(Nirgends. Man säet überall nur den Saamen davon.)

33.

Ist es wahr, daß es niemals zwei Tage hintereinander regnen kann?

(Ja: denn es ist immer eine Nacht dazwischen.)

34.

Wer kann ins freie Feld spatzieren, ohne sein Haus zu verlassen?

(Die Schnecke.)

35.

Was wird gestern seyn, und ist morgen da gewesen?

(Der heutige Tag.)

36.

Wie viel Schock gehen auf eine Mandel?

(Fünfzehn Schock sind eine Mandel Schock.)

37.

Jedermann wünscht es, und wer es hat, dem gefällt es nicht.

(Das Alter.)

38.

Es starb ein siebenjähriges Kind, welches seinen Geburtstag nur Einmal erlebt hatte. Wie gieng das zu?

(Es war am 29. Febr. in einem Schaltjahre geboren.)

39.

Was ist unrecht, und doch keine Sünde?

(Den linken Handschuh auf die rechte Hand ziehen.)

40.

Wie kann man Wein verschicken, ohne ihn in ein Gefäß zu thun?

(Durch einen Boten, welcher Weintrauben in den Händen trägt.)

VII.

Kleine Fabeln und Erzählungen.

1.

Das geduldige Schaaf.

Ein Schäfchen war so niedlich,
der holden Unschuld gleich;
es war so sanft, so friedlich,
das Fellchen seidenweich.

Des Pachters wilder Bube,
nahm, weil es ihm gefiel,
es zu sich, in die Stube,
und trieb damit sein Spiel.

Doch bald des Spielens müde,
fand er es nicht mehr schön;
da ließ er es in Friede
zu seinem Hirten gehn.

Und als es bey der Heerde
nun aufgenommen ward,
so fand es die Beschwerde
von mancher Art nicht hart.

Es schien sich vor dem Scheeren,
wie andre, nicht zu scheun:
denn frühe Leiden lehren
einmal: geduldig seyn.

* *
*

In deiner Jugend übe
Geduld! Sie thut einst gut;
vergilt mit sanfter Liebe,
wenn man dir Unrecht thut.

2.

Der Esel.

Ein Esel kam auf seiner Reise
an einen Strom. Am Ufer jenseits sah
er schöne Disteln. — Ei! wie gieng ihm dieses nah!
Er konnte schwimmen, doch nach seiner lieben Weise
war er zu faul dazu.
I, dacht' er, hier will ich in Ruh
indessen mich bloß an der Aussicht laben,
bis dieser Strom sich wird verlaufen haben.
Er lag den ganzen Tag, der Fluß verlief sich nicht.
Was sollt er thun? — Am Abend überschwimmen,
da ihm, verhungert, Kraft gebricht? —
Und wollt' er gleich, das konnt' er nicht.

* * *

Kind! dieser Reise gleicht dein Leben,
der Strom dazwischen ist die Zeit.
Auf jener Seite liegt Glück und Zufriedenheit;
durch Fleiß und Müh' mußt du hinüber streben;

Versäumest du jetzt die Gelegenheit,
der Jugend Kraft, des Lebens Munterkeit,
so darb' auf deine Lebenszeit.

3.

Der Affe und das Eichhorn.

Ein drollig Eichhorn tanzt in bunten
und krausen Springen hin und her
auf einer Eich', und war bald unten,
bald oben, hüpfte kreuz und quer;
und machte Männchen fein und zierlich.

Das sah ein Aff'. Ein Affe ist,
wie ihr schon aus der Fabel wißt,
vor allen Dingen gar possierlich.
Er sah das Spiel ein Weilchen an;
schnell klettert er die Eich hinan,
den Vorrang in Possierlichkeiten
dem Eichhornnärrchen abzustreiten.

Er that dem Eichhorn Alles nach,
und machte Männchen, sprang behende

von Zweig zu Zweigen; aber — ach!
wie konnt' es auch wohl anders seyn?
der Affe fiel und brach ein Bein! —

Gereizt durch sein Gewinsel kamen
die Affenbrüder allzumahl,
und hörten, wie des Bruders Quaal
die weise Warnung anbefahl:
„Nie fremde Thorheit nachzuahmen."

4.

Malchen und die Seidenraupe.

„Pfui, pfui!" rief Malchen, als sie das erstemal eine Seidenraupe erblickte; „das ist ein häßlicher Wurm! — O das abscheuliche Ungeziefer! Du bist auch zu nichts in der Welt, als Eckel zu erwecken, und die Bäume zu verderben. Wenn ich nur nicht meine neuen Schuhe beschmutzte, ich wollte dich den Augenblick zertreten." —

„Mäßige dich, kleine Unbesonnene!“ fiel der Seidenwurm ein. „Du weißt nicht, daß du dein seidenes Kleid, auf das du so stolz bist, mir, dem verächtlichen Wurme zu danken hast.“ Er spann hierauf an seinem Faden fort.

* * *

Ueber Sachen, die man noch nicht gesehen, und über die man noch nicht hinlänglich belehrt worden ist, muß man nicht voreilig urtheilen. Sonst verräth man seine Unwissenheit oder setzt sich einer großen Beschämung aus.

5.

Der Habicht und die Störche.

Mitleidig ist die ganze Welt,
sobald nicht Eigennutz das Urtheil fällt.

* * *

Ein Habicht schoß auf eine Lerche
im Angesichte zweier Störche,

und würgte, rupfte, speißte sie.
„Ach, sprach der eine Storch, die arme Lerche die!
„Vorhin sang sie so artig noch!“

„Storch! sprach der Habicht, spare doch
die Seufzer nur; den du verzehrt,
der arme Frosch, der ist beklagenswerth:
Vorhin quackt er so artig noch.

* * *

Wer selbst nicht thut, was er uns lehrt,
wird mit Verachtung angehört.

6.

Die Schlange und der Aal.

„Betrachte mich einmal,“
sprach eine Schlange zu dem Aal,
„bin ich nicht wunderschön?

Hast du wohl eine Haut so schön gemahlt ge-
sehn?
die deinige ist zwar glatt; die meinige glatt und
schön."

„So? „fragt der Aal" bin ich nicht schön
wie du?
Bin ich nur glatt? wie geht das zu,
Frau Nachbarinn,
daß ich so wohl gelitten bin,
da Jedermann vor deiner Schönheit graut,
und, wenn er deine bunte Haut
im Grase sieht,
erschrickt und flieht?

Die wunderschöne Schlange spricht:
„Man flieht? Warum? das weiß ich nicht."

„Ich aber weiß es, sagt der Aal,
auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleissest du,
inwendig bist du Gift und Galle.

7.

Karl.

Karl stellte sich auf eine Bank,
und schrie: „Potz Stern! Wie bin ich groß
und lang!“
„Wohl! sprach sein Bruder, doch steig nur
hernieder;
so bist du gleich der kleine Knabe wieder.“

* *
*

Wem, Kinder, mag das Kind wohl gleichen?
Die Fabel meint, dem stolzen Reichen. —

8.

Die unvorsichtige Mücke.

Eine Spinne hatte in ihrem Gewebe eine Mük-
ke gefangen. Das arme Thier war in Todes-
angst, und flehte die Spinne mit kläglicher

Stimme, um Barmherzigkeit: Ich armes Thier bin ja gar nicht im Stande, dir zu schaden. Ich kann ja kaum fliegen. Ach! schone mich, ich bitte dich." — Die Spinne, durch ihr Bitten gerührt, war unentschlossen, ob sie ihr die Freiheit wieder schenken sollte, oder nicht. Endlich entschloß sie sich, der unvorsichtigen Mücke das Leben zu lassen. — Dieses Unglück sollte die Mücke weiser gemacht haben; aber nein! Blind und unvorsichtig gerieth sie zwei Tage drauf, der nämlichen Spinne ins Gewebe, die noch ganz nüchtern war. — Die Spinne fras sie auf einen Bissen.

* * *

So gehts am Ende dem Unvorsichtigen. Heute entgeht er einer Gefahr und morgen stürzt er sich in eine andre.

9.

Der Greis.

Dort fiel ein armer alter Greis,
sein Haupt war wie ein Silber weiß,

und ihm versagt sein zitternd Knie
und ach! die bösen Knaben, die!
Wie lachen sie!

Mich dauert dieser gute Mann!
Wer eines Alten spotten kann,
ist der wohl werth, jetzt jung zu seyn?
Ist der wohl werth, einst alt zu seyn?
Wahrhaftig, nein!

10.

Der Bauerknabe,
als er den kranken Junker Karl erblickte.

„Wie? Karlchen krank? das liebe Kind,
das gestern noch gelacht?
daß krank auch reiche Kinder sind,
das hätt' ich nicht gedacht.

Ein solches Kind hat nimmer Noth,
darf nicht aus Hunger schreien;

Konfeckt ißt es und Zuckerbrod,
und trinkt fast nichts als Wein.

Und ich, und Hannchen sind gesund,
wie eine Rose roth;
wir nehmen fast nichts in den Mund,
als Käs' und Butterbrod.

Und Milch und Wasser trinken wir
bei immer frohen Sinn.
Du lieber Gott, wie dank' ich dir,
daß ich nicht Karlchen bin!"

II.

Ludwig.

Bin ich nicht groß? sagte Ludwig, und stand hoch auf einer Leiter. Sein Bruder rief ihm zu: „aber nicht klug: denn wenn eine Sprosse

bricht, liegst du unten." Er hatte es kaum gesagt, so geschah es. Ludwig fiel herunter und schlug sich das ganze Gesicht auf.

12.

Das vergnügte Kind.

Für uns lacht in der Flur
die gütige Natur;
für uns erquickt die Au
der kühle Morgenthau.

Uns ladet in den Hain
die stille Freude ein,
da singt der Vögel Chor
uns süße Liedchen vor.

Für uns erfüllt die Luft
der Blüthen Balsam Duft.

Im Thal und auf den Höh'n
ist für uns Alles schön.

13.

Das weiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
von einer großen Mäusezahl
das einz'ge seiner Art.
Das Fellchen war dem Atlas gleich,
so glatt, so schimmernd, und so weich;
sie selbst war klein und zart.

„Kind, sprach die Mutter einst zu ihr,
noch kennst du nicht das böse Thier,
die Katze, unsern Feind;
Sie lauert auf uns in der Nacht,
dein Fell ist weiß, nimm dich in Acht,
mein Rath ist gutgemeint."

„Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man sich
klug der Gefahr entzieht.

Das Mäuschen dünkt sich klug, und spricht:
„ „Für mich sorgt liebe, Mutter, nicht,
ich weiß schon, wie man flieht.“ “

Nun gieng sie einstens auf den Schmaus
des Abends ohne Mutter aus,
und tanzte frisch und keck;
Doch, da sie wieder heimwärts gieng,
kam eine Eule schnell, und fing
das weiße Mäuschen weg.

„Ach, rief sie, daß ich mich bethört!
„hätt' ich der Mutter Rath verehrt,
jetzt litt' ich nicht den Tod.“
Jedoch das weiße Mäuschen schrie
umsonst, die Eule speißte sie
zu ihrem Abendbrod.

14.

Der Vorsatz.

Weil ich jung bin, soll mein Fleiß
eifrig sich bestreben,
daß ich einst mög' als ein Greis
recht zufrieden leben.
Zwar will ich mich jugendlich
meiner Tage freuen,
doch nicht also, daß es mich,
darf im Alter reuen.

15.

Franz und Fritze.

Zween Brüder wohnten — wo doch schon? —
mich deucht, in Ammelharen,
die hatten jeder einen Sohn
fast beid' in gleichen Jahren.

Die muntern Knaben liebten sich,
als sie noch ihren Ammen
im Arme tanzten, inniglich,
und spielten schon zusammen.

Die Väter sah'n es oft mit an,
wenn sie sich fest umschlangen,
und Freudenthränen flossen dann
herab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh,
vergnügt zur Schule wandern;
kein Schüler lernte mehr als sie,
denn Einer half dem Andern.

Sie standen stets für einen Mann
im Streit und in Gefahren:
doch griff kein Schüler leicht sie an,
weil sie nicht zänkisch waren.

Einst wollte Fritzens Vater weit,
wer weiß wohin? verreißen.
Fritz! sprach der Vater, willst du heut
mit deinem Fränzchen speisen?

„Ja, Vater! sprach drauf unser Fritz,
und kaum war er im Wagen,
so lief er auch, schnell wie ein Blitz,
es seinem Franz zu sagen.

Franz, wie man denken kann, sprach: Ja!
gieng mit nach Fritzens Hause.
Sie saßen wie die Domherrn da
bei ihrem kleinen Schmause.

Da sahe Fritz die Kammerthür
(sonst zu) jetzt offen stehen;
„Ach, Fränzchen, sprach er, willst du hier
des Vaters Flinten sehen?

Sie schlichen sich sogleich hinein;
Sieh! sagte Fritz, die vielen!
das sollten rechte Flinten seyn
wenn wir Soldaten spielen.

Frisch, Fränzchen! nimm die braune da!
ich bleib hier bei der rothen, —
Ach Fritzchen, sagte Franz — Papa
hats aber oft verboten.

Ei, Närrchen nimm die Flinte dort!
Wer wird uns den verrathren?
Franz nahm sie hin, sie giengen fort
und spielten drauf Soldaten.

Franz stand voll Muth, wie ein Sergeant,
denn Fritz war sein Rekrute;
Legt an! gebt Feur! rief er entbrannt,
Puff! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzen hin,
den Strom des Bluts zu stillen.
Ach Fränzchen! rief er, ach! ich bin,
sag' doch um Gotteswillen.

Franz sah ihn an mit Todesquaal,
als wollt' er ihm vergeben,
drückt ihm die Hand, schnappt noch einmal
zum letztenmal nach Leben.

Fritz raffte alsobald sich auf
und rennte halb von Sinnen,
zum Brunnen hin, sprang schnell herauf,
und plump! da lag er drinnen.

Sein Vater kam drei Tag hernach
ins Thor, und hört' die Sage.
Er hört' es, seufzt' ein kurzes Ach!
und starb gerührt vom Schlage.

Nur im Lesesaal benützbar

Staatl.Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funke, Conrad Paul

Neue Kinderklapper

Leipzig ; Borna [1800]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.108
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301329-2